



SURPRISE

Wohnungsnot

Wo bleibt der Mensch?

An der Berner Scheibenstrasse wurde
allen Haushalten eines Wohnhauses gekündigt.
Vom Weg in eine offene Zukunft.

Seite 8



hö
+

hörkombinat
: Politik

Alles inklusive?

Über Barrierefreiheit
in der Schweiz

112



Der Polit-Podcast von
Elvira Isenring und Dominik Dusek
Aktuelle Themen im Hintergrundgespräch
mit Journalist:innen von:

WOZ TSÜRI das LAMM
SURPRISE WAV >dnip

Unser Gast:

Lea Stuber

Co-Redaktionsleiterin Surprise

Themenschwerpunkt im Heft Nr. 627 des
Strassenmagazins Surprise ist das Leben von
Menschen mit Behinderungen in der Schweiz.
Darin wird ihr starker Wunsch deutlich,
ein selbstbestimmtes Leben zu führen.

Tut die Schweiz genug dafür?



Ab 7. Juni 2026.
Überall, wo es Podcasts gibt.

**Doppelt zahlen,
einfach helfen...**



S
SURPRISE
WIRKT

**...oder kostenlose
Kaffeepause geniessen.**



Das Café Surprise in deiner Nähe.



Editorial

Unsicherheit

Unsicherheit ist beklemmend. Und ich meine damit nicht, ob ich heute Abend daheimbleiben oder mich doch noch mit Bekannten treffen soll, **sondern existenzieller**. Eine Unsicherheit, die sich in Zweifeln an meinen Fähigkeiten äussert. Oder in der Frage, was andere von mir denken. In einer Angst vor der Zukunft. Einem Gefühl, ich werde bedroht – in meinem Alltag, in meinen Grundfesten. **Dann kann Unsicherheit lähmend wirken** und unsere Sicht verengen, sodass man bloss noch denkt: Was tun, um dieses Gefühl loszuwerden?

In diesem Heft geht es um Unsicherheit – und wie Menschen mit ihr umgehen. Wie würde es Ihnen ergehen, wenn man Ihnen wie aus dem Nichts Ihre Wohnung kündigt? **Wären Sie in Sorge, nichts Neues zu finden?** Würden Sie vorübergehend bei Bekannten unterkommen? Fragen, die sich sämtliche Mieter*innen eines Wohnhauses in Bern stellten, als ihnen gekündigt wurde. Wir haben mit einem 60-jährigen Mann,

einer WG sowie einer Familie geredet und sie **auf ihrer Suche nach einer neuen Bleibe begleitet, ab Seite 8.**

Unsicherheit macht sich angeblich auch in Kleinbasel breit. Medien berichteten von lärmenden Drogensüchtigen, von aggressiven Dealern, von Exkrementen und herumliegenden Spritzen, **von Zuständen wie auf dem Platzspitz war gar die Rede** – und das alles unter Berufung auf Anwohner*innen dieses «Drogen- und Gewalt-Hotspots». Dieses Unbehagen ernst zu nehmen ist wichtig, **zumal aus Unsicherheiten leicht Vorurteile und Feindbilder entstehen**, die nicht immer mit der Realität übereinstimmen. **Wir wollten uns selber ein Bild machen** und haben uns mit Leuten der Kontakt- und Anlaufstellen der Suchthilfe Region Basel sowie der Gassenarbeit «Schwarzer Peter» in Kleinbasel umgesehen, **ab Seite 18.**

KLAUS PETRUS
Redaktor



- | | | | |
|---|---|---|--|
| 4 Aufgelesen | 8 Wohnungsnot
Lebensfragen nach dem Kündigungsbrief | 24 Festival
In Fribourg im Untergrund | 28 SurPlus
Positive Firmen |
| 5 Na? Gut!
Sanierung ohne Leerkündigung | 18 Zusammenleben
Was die Basler Drogendebatte zeigt | 25 Buch
Mit der Katze im Café | 29 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren |
| 5 Vor Gericht
Mit der Familie vor Gericht |  | 26 Veranstaltungen | 30 Surprise-Porträt
«Die Arbeit hat mein Menschenbild verändert» |
| 6 Verkäufer*innenkolumne
Höhepunkte | | 27 Was gibt dir Hoffnung? | |
| 7 Die Sozialzahl
Altersarmut neu bestimmt | | | |

Aufgelesen

News aus den über 90 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

International
Network of
Street Papers

Sam verkauft «The Curbside Chronicle» in Oklahoma City. Als fiktiver Charakter reist sie in einem Curbside-Heft zum Ausmalen mit der lebendig gewordenen Landkarte Miles entlang der Route 66. Der Highway wird dieses Jahr hundert Jahre alt. Unterwegs machen Miles und Sam Halt an historischen Orten, so auch in Luther. Hier steht die Threatt Filling Station – die erste von Schwarzen betriebene Tankstelle entlang der Strecke. Lange Zeit war es für Schwarze schwierig, sichere Orte zum Tanken zu finden. Viele Tankstellen bedienten nur weisse Autofahrer(*innen). Die 1915 erbaute Tankstelle ist heute ausser Betrieb und Teil des «National Register of Historic Places».



THE CURBSIDE CHRONICLE, OKLAHOMA CITY,
134, MAI 2026



Wenig Zukunft mit KI

Laut einer Studie von Saferinternet.at nutzt bereits ein Drittel aller Jugendlichen KI für den sozialen Austausch. Davon sagt ein Viertel, dass es lieber mit KI als mit Menschen spricht. Der Hamburger Gesundheitsökonom André Hajek sieht darin Grund zu Besorgnis: «Es entsteht eine gewisse Konfliktvermeidung. Der gesteigerte Medienkonsum führt zu Einsamkeit und sozialer Isolation, die wiederum Stresssymptome und Entzündungsprozesse im Körper auslösen. Betroffene sind anfälliger fürs Trinken und Rauchen. Sie treiben weniger Sport. Das begünstigt chronische Krankheiten und verringert die Lebenserwartung. Spinnt man das über 20 bis 30 Jahre weiter, so kann eine Volkswirtschaft Schaden nehmen.»



BODO, BOCHUM/DORTMUND, 06/26

4 000 000

Mehr als **vier Millionen Euro** gab das österreichische Innenministerium an EU-Geldern aus, um zwischen Juli 2015 und Dezember 2016 rückkehrwillige Flüchtlinge zu beraten. Die Initiative erzielt den gewünschten Effekt: **2015 reisten 5087 Geflüchtete aus**, 2016 waren es sogar 5797. Um den Anreiz noch zu erhöhen, wurde die Summe der sogenannten Starthilfe für Marokkaner, Afghaninnen und Nigerianer angehoben und beträgt jetzt bis zu 500 Euro.



20ER, TIROL, 272, MÄRZ 2026

Na? Gut!

Sanierung ohne Leerkündigung

Wenn ein Wohnhaus saniert werden muss, erhalten oft gleich alle Mieter*innen die Kündigung (siehe Seite 8). Nicht so an der Giacometti-strasse 2 und 4 im Berner Ostring, wie die «Hauptstadt» berichtet. Die Sanierung wurde in Etappen vorgenommen, und so konnte allen Bewohner*innen eine Übergangswohnung angeboten werden. Wer nach der Sanierung zurückkehren wollte, sich den neuen höheren Mietzins aber nicht leisten konnte, erhält nun eine Vergünstigung.

Ursprünglich hatte auch hier der private Eigentümer eine Leerkündigung der 72 Wohnungen geplant. Doch seine Tochter stimmte ihm um und gründete mit einer Studienkollegin zusammen das Bureau Giacometti, eine Anlaufstelle für die Mieter*innen der beiden Häuser.

Das sogenannte Bureau Giacometti vermittelte Übergangswohnungen im jeweils anderen Haus; zusätzlich zogen einige Mieter*innen vorübergehend in eine andere Liegenschaft des Eigentümers. Zudem entwickelte das Bureau Giacometti ein einkommensbasiertes Miet-system: All diejenigen, die über 25 Prozent des Einkommens für Miete ausgeben müssten, erhalten eine Mietzinsreduktion.

Nach der Sanierung an der Giacomettistrasse soll das Bureau Giacometti als «Büro vor Ort» weiter bestehen und andere Bauherrenschaften dabei unterstützen, Umbauten sozialverträglich zu gestalten. Dafür braucht es Eigentümer, die diese Zusatzkosten tragen wollen. Und, sagt Yarin Shmerling vom «Büro vor Ort», es bräuchte zudem gesetzliche Richtlinien für sozialverträgliche Sanierungen. **LEA**

An dieser Stelle berichten wir über positive Ereignisse und Entwicklungen.



ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

Mit der Familie vor Gericht

Die Verhandlung an diesem Nachmittag am Bezirksgericht Zürich ist eine Familienangelegenheit. Der Beschuldigte, ein 56-jähriger Mann, soll seinem Bruder den Schlötterlig angehängt haben. Nicht dass er ihn verbal beleidigt oder beschimpft hätte, er benutzte auch keine Kraftausdrücke oder Fluchwörter. Stattdessen verlinkte er auf dem öffentlich einsehbaren Facebook-Profil seines Bruders einen NZZ-Artikel über einen Betrugsfall in Zürich – und schrieb dazu, bei dem Betrüger handle es sich um niemand Geringeren als seinen Bruder.

«Ich habe nichts erfunden, gelogen oder aus den Fingern gezogen», sagt der Beschuldigte vor Gericht abwehrend. «Ich habe über ein reales Urteil geschrieben und über die Berichterstattung in einem seriösen Medium.» Eigentlich, so der Mann mit dem sorgfältig nach hinten gegelten Haar, habe er nur den Artikel zusammengefasst.

«Mit einem gewichtigen Unterschied», wirft der Richter ein, «in dem Artikel wird der Name des Verurteilten nicht genannt.»

Tatsächlich steht in dem betreffenden NZZ-Artikel nur Alter und Beruf des Beschuldigten, nicht aber der Name. Mit den Posts auf dem Facebook-Profil des Bruders dürfte also ziemlich vielen Personen auf einen Schlag klar geworden sein, dass sie mit einem Betrüger Umgang pflegen. «Ja, das war heikel», räumt der Beschuldigte ein. Aber letztlich war genau das sein Ziel: Er habe Bekannte, Freund*innen und mögliche Geschäftspartner seines Bruders warnen wollen, erklärt er dem Richter. Dass

daraus so eine grosse Nummer werden würde, die ihm eine Anklage wegen übler Nachrede einbringen würde, habe er allerdings nicht erwartet. Ausserdem, verteidigt er sich, habe er darauf hingewiesen, dass das Urteil noch nicht rechtskräftig sei.

«Sie wollen mir ernsthaft erzählen, dass Sie nie auf die Idee gekommen sind, dass es ein Problem wäre, wenn man einen anonymisierten Bericht mit Namen versieht? Da habe ich jetzt schon ein bisschen Mühe», sagt der Richter. Auch die Staatsanwaltschaft hatte damit offenbar ihre Schwierigkeiten. Für sie war klar, dass der Beschuldigte mit den Posts ein einziges Ziel verfolgte: Seinen Bruder, mit dem ihn seit Jahren nicht nur Familienbande, sondern auch ein Zwist verbindet, der beiden schon einmal eine Verurteilung wegen einfacher Körperverletzung einbrachte, öffentlich blosszustellen. «Er schrieb diese Kommentare (...), so heisst es in der Anklageschrift, «einzig in der Absicht, den Geschädigten (...) in seinem Ehrgefühl (...) zu verletzen.» Die Staatsanwaltschaft forderte eine Strafe von 130 Tagessätzen à 80 Franken.

Der Richter sieht das anders. Nach einer kurzen Urteilsberatung verkündet er etwas überraschend den Freispruch: «Sie fanden, dass man die Leute vor Ihrem Bruder warnen soll, damit hatten Sie eine begründete Veranlassung für die Ehrverletzung. Wenn Sie gleichzeitig auch noch eine Beleidigungsabsicht hatten, spielt das keine Rolle. Und dass es wahr ist, was Sie über den Prozess gegen Ihren Bruder geschrieben haben, darüber müssen wir nicht reden. Ich selber habe jenes Urteil gefällt.»

Wirklich eine Familienangelegenheit, diese Verhandlung.

WILLIAM STERN ist Gerichtsreporter in Zürich.



Verkäufer*innenkolumne

Höhepunkte

Wer denkt, es gäbe im Leben eines Surprise-Verkäufers keine Höhepunkte, der irrt. Ich zum Beispiel weiss gar nicht so recht, wo ich beginnen soll, wenn ich eine diesbezügliche Aufzählung wagen will. Aber ich versuch's:

Im April 2020 wurde erstmals ein von mir verfasster Text veröffentlicht; als Kolumne im Surprise. Im April 2024 erschien mein erstes Buch mit dem Titel «Am Rande mittendrin, Erlebnisse eines Surprise-Verkäufers». Und das wurde gar ein Bestseller. Im November 2024 habe ich mein 100 000stes Surprise-Heft verkauft. Am 25. März dieses Jahres ist mein zweites Buch erschienen.

Ich meine, das sind Ereignisse, die man getrost als Höhepunkte bezeichnen darf. Aber es kommt noch besser. Der absolute Höhepunkt all meiner Surprise-Jahre war am Dienstag, dem 24. März

dieses Jahres. In diesem Abend gipfelte alles. Denn da fand die Vernissage meines neuen Buchs statt. Es heisst «So lang die Beine tragen». Passend dazu feierte ich genau an diesem Tag auch meinen siebzigsten Geburtstag. Ich hatte siebzig Gäste aus verschiedenen Bereichen meines Lebens ins Restaurant Rathaus in Rapperswil eingeladen. Der Grossteil davon langjährige Surprise-Kund*innen.

Die Programmpunkte: Büchertisch, und auch sonst tatkräftige Mithilfe an diesem Abend von Eduard Hirschi und Monika Künzler von der Buchhandlung Bücher Spatz in Rapperswil. Begrüssungsapéro, anschliessend Vernissage. Mitwirkende: Diana Frei, Co-Redaktionsleiterin Strassenmagazin Surprise; Gaby Ferndrager, Verlagsleiterin elfundzehn Verlag; Caruâ Nogueira, Absolvent des Schweizerischen Literaturinstituts in Biel; Martina Hirzel, Schauspieler*in und vieles mehr. Für das leibliche Wohl war gesorgt durch ein einfaches, aber leckeres Menü. Dann eine Comedy-Einlage von mir und gemütliches Aus-

klingen dieses wunderschönen Dienstagabends. Alles hat gepasst: Meine Gäste, die Stimmung, der atmosphärische Saal, Service, Küche, der ganze Ablauf, einfach alles.

Dieser Abend war der absolute Höhepunkt all meiner Surprise-Jahre. Es war meine Gelegenheit, vielen Menschen aus meinem näheren Umfeld ein herzliches «Danke für alles» zu sagen. Ich bin glücklich, dass ich diese Gelegenheit nicht verpasst habe.

Am Tag danach wusste ich: Jetzt ist gut.

URS HABEGGER, 70, verkauft Surprise seit 18 Jahren in der Bahnhofunterführung von Rapperswil. Er will es weiterhin solange tun, wie ihn die Beine tragen.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.

Die Sozialzahl

Altersarmut neu bestimmt

Die gängigen Statistiken zur Armut in der Schweiz basieren auf dem Einkommen von Haushalten und orientieren sich an den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS) bei der Festlegung des sozialen Existenzminimums. Haushalte, deren Einkommen unter diesem Minimum liegen, gelten als arm.

Diese Festlegung wird seit geraumer Zeit kritisiert. Gefordert wird insbesondere mit Blick auf die Altersarmut, dass auch das Vermögen mitberücksichtigt wird. Es ist bekannt, dass das Vermögen in Haushalten über die Jahre wächst und nach der Pensionierung durch Erbschaften oft einen deutlichen Zuwachs erhält. Die Armut im Alter wird darum überschätzt.

Im eben erschienenen «Armutsmonitoring» des Bundesamtes für Sozialversicherungen wird versucht, den Einfluss des Vermögens und der Schulden auf das Ausmass der Armut im Alter zu bestimmen. Dazu sind verschiedene, diskutable Annahmen zu treffen. Vermögen, das über die Zeit verzehrt werden kann, wird dem Einkommen prozentual zugerechnet. Das gilt insbesondere auch für den Kapitalbezug aus der Pensionskasse, nicht aber für das selbstbewohnte Wohneigentum. Bei der Zurechnung des Vermögens muss auch das Alter berücksichtigt werden. Der Anteil des Vermögensverzehr orientiert sich an der verbleibenden Lebenserwartung, sodass am Lebensende das Nettovermögen vollständig aufgebraucht ist. In dieser Modellrechnung wird ein kontinuierlicher Vermögensverzehr unterstellt. In der Realität sind aber Schwankungen zu erwarten. So können jüngere Rentner*innen durch

Erbschaften noch an Vermögen zulegen, während ältere bei einem Eintritt in ein Pflegeheim zu einem zu raschen Vermögensverzehr angehalten werden. Auch der Wunsch, der nachfolgenden Generation etwas zu vererben, kann in diesen Berechnungen nicht berücksichtigt werden.

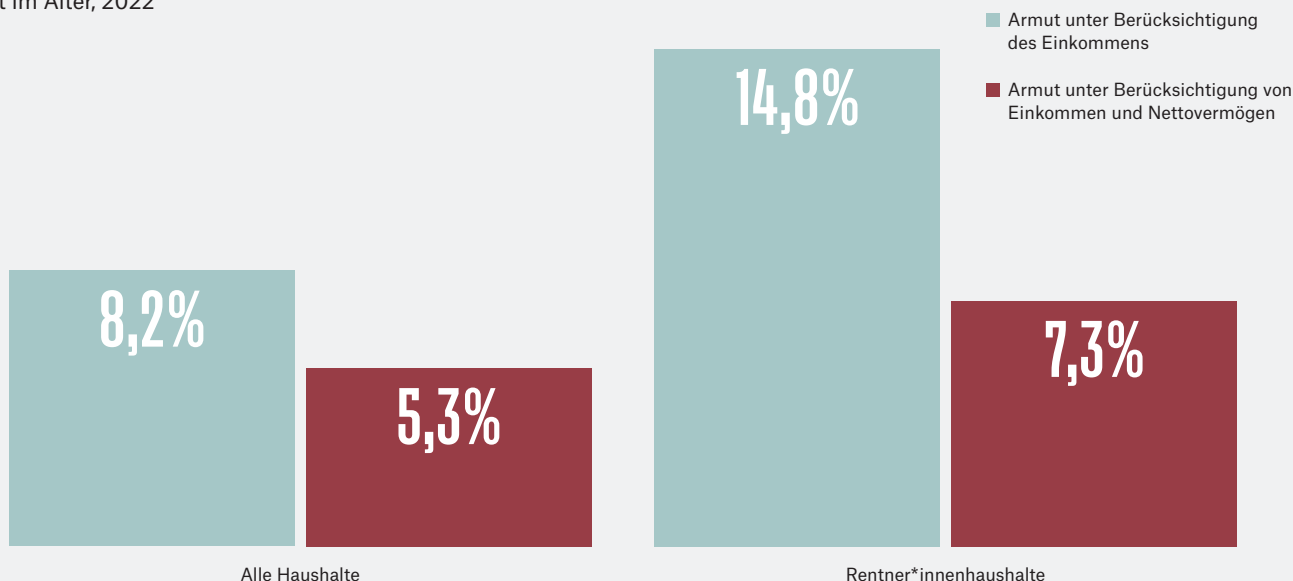
Kommt ein Letztes dazu: Diese Modellrechnungen arbeiten mit dem sozialen Existenzminimum der Sozialhilfe. Im Alter gilt aber das soziale Existenzminimum der Ergänzungsleistungen, das deutlich höher ausfällt. Die Modellrechnung unterschätzt deshalb das tatsächliche Ausmass der Armut im Alter, auch wenn Vermögen und Schulden berücksichtigt werden. Die folgenden Zahlen sind darum mit grösster Vorsicht zu lesen.

Für alle Haushalte lag 2022 die einkommensbezogene Armutsquote bei 8,2 Prozent. Berücksichtigt man das Nettovermögen, sinkt sie auf 5,3 Prozent. Für Personen in Rentner*innenhaushalt sinkt die Armutsquote von 14,8 Prozent (ohne Vermögen) auf 7,3 Prozent (mit Vermögen). Die Berücksichtigung der Vermögenssituation reduziert die Armut im Alter markant. Trotzdem liegt die Armutsquote noch immer deutlich über dem Durchschnitt aller Haushalte. Bei den 7,3 Prozent armutsbetroffenen Rentner*innenhaushalten werden die finanziellen Mittel nicht ausreichen, um das soziale Existenzminimum bis zum Lebensende zu gewährleisten.



PROF. DR. CARLO KNÖPFEL ist Dozent am Institut Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Armut im Alter, 2022





Gekündigt an der Scheibenstrasse

Wohnungsnot In zwei Häusern im Berner Breitenrainquartier haben alle 66 Mietparteien die Kündigung erhalten. Ein 60-jähriger Mann, eine WG und eine Familie über ihre Sorgen und Hoffnungen während der Wohnungssuche.

TEXT **LEA STUBER** FOTOS **RUBEN HOLLINGER**

Die Leerkündigung an der Scheibenstrasse ist nicht die einzige in Bern, auch in Liegenschaften in Bümpliz oder am Loryplatz wurde vor Kurzem allen Mieter*innen gekündigt.

Die Scheibenstrasse verbindet den Breitenrainplatz mit dem Wylerbad auf der anderen Seite der Bahngleise. Hier, mitten im Breitenrainquartier in Bern, kann man Kaffee trinken und Bier, Pizza essen oder ein Gelato, man kann sich die Haare schneiden und das Velo reparieren lassen, eine neue Brille kaufen oder das Kind in die Montessori-Tagesbetreuung bringen. Auch die Post, eine Apotheke, ein Kiosk und ein Fachgeschäft für CBD und Hanfprodukte, alles da. Man könnte sagen: das ganze Leben in einer Strasse. Und mittendrin die Mieter*innen der Scheibenstrasse 27 und 29. Jedoch nicht mehr lange: Sie haben im Juni 2025 die Kündigung erhalten und müssen bis April 2027 ausziehen.

Daniel Honegger wohnt seit 25 Jahren hier. Er sagt: «Wenn ich nur wüsste: Wo bin ich heute in einem Jahr?» Karin Wallner ist mit ihrer Familie eine seiner Nachbar*innen. Sie sagt: «Ich weiss nicht, was mit Mieter*innen passiert, die bis April 2027 keine Wohnung finden.» Elena und Lisa leben in einer WG. Elena sagt: «Wir geniessen die Zeit hier noch sehr.»

Ein Block, so nennen die Bewohner*innen ihn. Sieben Stockwerke, 66 Wohnungen, im Erdgeschoss ein Supermarkt fürs kleine und einer fürs grössere Budget. Zweckmässig, ohne Schnörkel, gebaut im Jahr 1969. Der Breitenrain ist eines der teuersten Quartiere der Stadt, durchschnittlich zahlt man für eine 3-Zimmer-Wohnung netto 1410 Franken, für eine 4-Zimmer-Wohnung netto 1783 Franken, wie die Mietpreiserhebung von Statistik Stadt Bern vom November 2025 ergab (sie erfasst die Bestandes- und nicht die Angebotsmieten). Günstigen Wohnraum gibt es hier wenig. Genaue Angaben, wie viel die günstigsten Wohnungen an der Scheibenstrasse 27 und 29 kosten, will die Eigentümerin, die Badertscher Liegenschaften AG, nicht machen. Klar ist: Sie werden verschwinden.

Denn: Bei der Heizung, Waschküche, Einstellhalle und bezüglich des barrierefreien Zugangs sind umfassende Sanierungen nötig, das hat eine Beurteilung der Liegenschaft ergeben, wie die Badertscher Liegenschaften an die Mieter*innen schreiben. Um gesetzliche Auflagen zu erfüllen, braucht es zudem Massnahmen bei Brandschutz und Erdbebensicherheit. Bei Bedarf helfe man bei der Wohnungssuche, und wer zurückkehren möchte, habe Vorrang, schreiben die Badertscher Liegenschaften weiter. Aber auch: Die Mieten werden steigen. Eine Untersuchung der ETH Zürich in den fünf grössten Agglomerationen – Basel, Bern, Genf, Lausanne und Zürich – von 2025 zeigt: Die Haushalte, die wegen einer Totalsanierung ausziehen mussten, hatten ein tieferes medianes Einkommen als die Gesamtbevölkerung (um gut 30 bis 39 Prozent). Diejenigen hingegen, die nach der Sanierung einzogen, hatten ein höheres medianes Einkommen als die Gesamtbevölkerung (um gut 14 bis 38 Prozent).

In Bern sind derzeit einige von Leerkündigungen betroffen – so heisst es, wenn allen Mieter*innen gekündigt wird, damit das Gebäude saniert werden kann: 144 Wohnungen in Bümpliz, 142 Wohnungen am Loryplatz, 84 städtische Wohnungen in Bethlehem, Holligen sowie Bümpliz. 2025 standen in Bern 0,44 Prozent der Wohnungen leer, deutlich mehr als in Zürich (0,1 Prozent) und trotzdem längst schon Wohnungsnot (ab weniger als 1 Pro-

zent). Schweizweit ist die Leerwohnungsziffer gemäss Angaben des Bundes in den letzten Jahren von 1,72 (2020) auf 1 Prozent (2025) gesunken. Wohnungsnot fast im ganzen Land.

Ende August 2025 kontaktiert Surprise alle Mieter*innen der Scheibenstrasse 27 und 29 mit einem eingeworfenen Schreiben: Wer mag von der Wohnungssuche erzählen? An den Briefkästen von Nummer 27 bereits die erste Begegnung mit einem Mieter. 77 Jahre alt, seit 48 Jahren im Haus. Er überlege sich «Wohnen Plus», eine eigene Wohnung in einem Alterszentrum. Aber er frage sich, was er dann mit seinen Möbeln machen werde. Bald fünfzigjährige Möbel könne man doch schlecht zügeln? Er wirkt gelassen.

Im Haus nebenan, der Nummer 29, erzählt ein 35-jähriger IT-Projektleiter, er sei überrascht worden von der Kündigung, seine Wohnung sei im Oktober 2023 vor seinem Einzug erst saniert worden. Aber er wäre sowieso nicht mehr allzu lange geblieben, unter anderem wegen der lauten Anlieferung des Detailhandels. Mit der Wohnungssuche habe er sich noch nicht befasst. «Vielleicht ist es eine falsche Sicherheit, aber ich habe keine Angst, nichts zu finden.» Seine Freundin und er überlegten, zusammenzuziehen. Ihre Lage sei komfortabel: keine Kinder, keine anderen Verpflichtungen, zwei gute Löhne. «Vielen Leuten in diesem Block geht es anders: Sie müssen hier wohnen, weil sie sich etwas anderes nicht leisten können.» Unter ihm wohne eine Familie, die Kündigung sei für sie ein grosser Stress.

Noch am gleichen Tag der erste Anruf. «Daniel Honegger», meldet er sich bei Surprise. Er habe sich schon ein Angebot für ein betreutes Wohnen angeschaut, zusammen mit Herrn Kupferschmied vom Sozialdienst. Doch das sei nichts für ihn.

Als zweites melden sich Elena und Lisa. Per E-Mail schreiben sie über die Leerkündigung: «Wir beide sehen darin eine Chance, unser Leben neu zu gestalten, «weiterzugehen», und sind gespannt auf die Optionen, die sich bis April 2027 ergeben werden.»

Der IT-Projektleiter aus der 29 vermittelt den Kontakt zur Familie Wallner. «Unsere Situation ist ganz doof», sagt Karin Wallner am Telefon. Erst vor einem Jahr seien sie eingezogen, kurz vor dem Kindergartenentritt des jüngsten Kindes.

Ein weiterer Mann meldet sich. Bei sich daheim erzählt er von seiner Situation. Am Ende möchte er doch nicht, dass seine Geschichte publiziert wird, auch nicht anonymisiert. Er habe genug Probleme. 66 Wohnungen, 66 Geschichten. Drei davon hat Surprise begleitet.

**«Ich weiss gar nicht,
ob ich fähig wäre,
woanders als im Breitsch
zu leben.»**

DANIEL HONEGGER

Daniel Honegger (60) lebt seit Februar 2000 in einer 1-Zimmer-Wohnung für 804 Franken (inkl. NK) und bezieht Sozialhilfe. Höchstmögliche Miete für eine neue Wohnung: 1050 Franken zzgl. NK (der Maximalbetrag, den die Sozialhilfe übernimmt).





Klingeln bei der WG. Lisa öffnet die Tür und Elena biegt aus ihrem Zimmer. Es duftet warm und süss, im Backofen ist eine Apfelwähe. Elena, Ketteli um den Hals und ein Kapuzenpullover, und Lisa, Bluse, kannten sich nicht, bevor sie zusammenzogen. Mittlerweile sind sie Freundinnen und unternehmen viel zusammen. «Das ist das, was man sich erträumt», sagt Elena. Lisa: «Ein Riesenglücksfall.» Auf dem Regal in der Küche Pflanzen und Gläser mit Pasta, Reis, Kokosraspeln. Sonntags kochen sie Ofengemüse oder Pizza und machen Filmabende. Ein fast schon imposantes Wohnzimmer, vom grossen Balkon, den sie lieben, reicht die Sicht bis zu den Alpen.

Als der Pöstler mit der eingeschriebenen Kündigung klingelte, sei im Treppenhaus so viel los gewesen wie selten, alle Nachbar*innen mit dem gleichen Brief in den Händen. Elena sagt: «Im ersten Moment dachte ich: Häh?! Mir war noch nie irgendetwas gekündigt worden.» Die Gründe für den Umbau finden sie insgesamt legitim. Elena sagt: «Und doch: Wir wohnen in einer renovierten Wohnung. Hat man sich das nicht früher überlegt?»

Sie möchten möglichst lange hier bleiben, bis April 2027, wenn es geht. Danach will Elena ins Ausland gehen, diese Idee schwirrt schon länger in ihrem Kopf herum. Ihre Möbel kann sie bei den Eltern in ihr altes Kinderzimmer stellen. Nach der Sanierung zurückzuziehen, war keine Option. Denn Elena und Lisa glauben nicht, dass ihre Wohnung mit all den Veränderungen – eigener Waschturm, Bodenheizung, Schalldämmung, Schrittdämpfer – unter 2000 Franken kosten wird. Mehr als die 1750 Franken, die sie jetzt zahlen, können sie sich nicht leisten.

Lisa hätte Lust, weiterhin im Quartier und vielleicht alleine zu wohnen. Ein familiäres, nicht zu grosses Haus würde ihr gefallen. Es dürfte aber schwierig werden, im Breitenrain etwas zu finden, das ihr gefällt. Trotz ihres durchschnittlichen Lohnes. Mit der Wohnungssuche wird Lisa aber noch lange nicht beginnen, sagt sie, irgendwann im Herbst 2026.

1. Stock an der Scheibenstrasse 27. Daniel Honegger, freundlicher Blick, ein Käppi, bittet in seine Wohnung. Eine Eckbank mit Tisch, das Bett, ein Schrank. Und ein Velo,

Elena und Lisa leben seit April 2023 in einer 3-Zimmer-Wohnung für 1750 Franken (inkl. NK), die Wohnung wurde vor Kurzem saniert. Elena arbeitet in einer Kita, Lisa in einem Büro. Höchstmögliche Miete für eine neue Wohnung: 1500 Franken (Lisa). Aus arbeitsrechtlichen Gründen möchten sie anonym bleiben, Elena und Lisa sind Pseudonyme; einige Details, die möglicherweise Rückschlüsse erlauben würden, wurden minim verändert.

plus eines auf der Terrasse. Das eine war das Abschiedsgeschenk der Velostation, wo er bis im Herbst 2024 gearbeitet hat; das andere schenkte ihm sein Bruder. Seit ihm unten eines weggenommen ist, lässt er sie nicht mehr draussen stehen. An der Wand ein Schwarz-Weiss-Foto seiner Tochter. Er sei jetzt doch lange genug hier, es sei Zeit für etwas Neues, habe sie ihm gesagt. «Ja, wenn ich einen Vertrag in den Händen hätte, würde ich das vielleicht auch sagen.»

Er sei trockener Alkoholiker, sagt Honegger. Das «Dolce Vita» nebenan sei lange seine Stammwirtschaft gewesen. Anfang 2025 war er für acht Wochen in einer Entzugsklinik, und seit dem 19. Mai 2025 habe er gottseidank kein einziges Bier mehr getrunken. Er hatte wieder mehr getrunken wegen dem Stress bei der Arbeit. Nun hat er zu Glasdesign Bern gewechselt, einem anderen Integrationsprojekt. Und dann ist da die Geschichte mit Franziska. Er hatte sie 2021 bei einem früheren Entzug kennengelernt. Sie habe ihm jedes Museum in Bern gezeigt, die Giessbachfälle am Brienzersee im Oberland, eine Woche waren sie in Italien. 2022 sei so ein schönes Jahr gewesen. Doch dann hat sie wieder angefangen mit dem Rotwein. Er stellte ihr ein Ultimatum. Entweder ihre Beziehung oder der Alkohol. Noch ehe die zehn Tage um waren, starb Franziska. Ihre Tochter habe es ihm gesagt, sagt Honegger. Er erinnere sich noch an die Uhrzeit, es war abends um zwanzig vor zehn.

Und jetzt diese Kündigung, sie macht Honegger Kopfschmerzen. Bald wird er 60, seit 53 Jahren lebt er im Quartier. «An der

Ecke, wo ein Veloladen ist, war früher der Blatter, ein Lebensmittelladen. Aus einer Art Automat konnte man Brot beziehen, auch um drei oder vier Uhr morgens. Als Jugendliche waren wir nächtelang im Pärkli gegenüber, das war eine gute Zeit.»

Nächste Woche hat er einen Termin mit Herrn Kupferschmied beim Sozialdienst. Dieser habe gesagt: Er solle sich nicht den Kopf zerbrechen, es werde schon eine Lösung geben. Herr Kupferschmied habe von einem Angebot eines betreuten Wohnens in Thun gesprochen, wunderschön solle es da sein. «Nein, das geht nicht. Ich war immer in Bern, ich wäre wahrscheinlich verloren woanders.» Und sowieso, er sei froh um Frau Mügeli von der Psychiatrie-

spitex, die alle vierzehn Tage vorbeikommt; mit ihr geht er spazieren, die Nachsorge nach dem Klinikaufenthalt tue ihm gut, die Gespräche gäben Halt. Ansonsten brauche er keine Betreuung.

Ein Kollege aus dem 4. Stock, ein pensionierter Lehrer, habe bereits eine Wohnung gefunden, um die Ecke an der Flurstrasse. 2 Zimmer, 1850 Franken. An der Scheibenstrasse habe er für seine 3,5- oder 4-Zimmer-Wohnung nur 1750 Franken bezahlt. «Aber eben, das sind andere Leute, sie haben gearbeitet, sie haben eine Pension.» Honegger hat 16 Jahre als Versandmitarbeiter in einer Druckerei gearbeitet. Wegen dem Alkohol verlor er die Stelle und seit 2019 bezieht er Sozialhilfe. Auch er hat an der Flurstrasse eine Wohnung besichtigt. 1 Zimmer, 960 Franken. Gerade mal sein Bett habe Platz gehabt. Ab und zu bekomme er von Frau Baderscher von der Verwaltung eine Mail mit einem Wohnungsinserat. «Sie hatten ja gesagt, man könne sich melden, wenn man Hilfe braucht – und das habe ich gemacht», sagt Honegger.

«Wir schauen
aufeinander, wir wollen,
dass beide eine
gute Lösung finden.»

LISA



All die Absagen auf seine Wohnungsbewerbungen, es kommt ihm vor wie früher, als er die Stelle wechseln musste und nichts Neues fand. «Wenn die Verwaltungen sehen: Der wird vom Sozialdienst unterstützt, ist es für sie vielleicht nicht das Richtige. Dabei ist das doch das sicherste Geld?»

Eine der günstigen subventionierten Wohnungen der Stadt wäre eine gute Sache, es gibt ein paar Hundert davon, in einer Stadt mit knapp 80 000 Wohnungen. Eine 1-Zimmer-Wohnung kostet netto 500, eine 2-Zimmer-Wohnung 700 Franken. «Ich weiss nicht, ob ich einfach zu Immobilien Stadt Bern gehen und sagen kann: «Ich suche eine Wohnung.» Ich muss mit Herrn Kupferschmied reden.»

Ein paar Wochen später geht Daniel Honegger bei der Heilsarmee vorbei, auf Empfehlung von Herrn Kupferschmied. Im Auftrag der Stadt führt die Heilsarmee seit 2024 eine niederschwellige Wohnberatungsstelle für armutsbetroffene Menschen. Herr Kindli hat Honegger geholfen, ein Bewerbungsschreiben zu verfassen; einen eigenen Computer hat Honegger nicht. Er hatte sich mehr erhofft. «Ich bin nicht so wortgewandt, ich hätte sagen sollen: «Ich habe gelesen, dass Sie auch Wohnungen vermieten.» Ich darf nicht denken, das käme schon von ihnen.»

Mieter*innen finden auch direkt in den Quartieren Unterstützung. Montags und freitags kann man sich im Quartierzentrum Bern Nord, gelegen am Ende der Scheibenstrasse kurz vor der Brücke über die Bahngleise, niederschwellig beraten lassen. Auch eine Person der Scheibenstrasse – sie ist mobilitätseingeschränkt, hat eine andere Erstsprache als Deutsch – hat sich dort gemeldet. Markus Flück ist Quartierarbeiter und unterstützt sie, zusammen mit den Badertscher Liegenschaften sowie der Wohnberatungsstelle Bern, bei der Wohnungssuche. Er sagt: «Ob eine Person sich Unterstützung holen kann, hängt davon ab, welche Ressourcen sie hat. Traut sie sich, bei der Verwaltung um Unterstützung zu bitten? Kann sie sich einen Überblick über Unterstützungsmöglichkeiten verschaffen?»

«In der Bewerbung auf diese Wohnung hatten wir geschrieben, dass wir etwas Längerfristiges suchen.»

KARIN WALLNER

Karin Wallner (43) lebt mit ihrer fünfköpfigen Familie seit August 2024 in einer 5,5-Zimmer-Wohnung für 3400 Franken (inkl. NK), die Wohnung wurde vor ihrem Einzug saniert. Sie ist in Ausbildung zur Sozialarbeiterin, ihr Mann ist Therapeut. Höchstmögliche Miete für eine neue Wohnung: 3500 Franken.

Bei den Badertscher Liegenschaften haben sich deswegen zehn Parteien gemeldet, sagt Geschäftsführer Stefan Kurt. Weniger, als er erwartet hatte. Sie baten sie um Angaben zur gesuchten Wohnung – Anzahl Zimmer, Postleitzahl, Budget für die Miete –, dann schickten ihnen die Badertscher Liegenschaften entsprechende Wohnungsinserate. Und wenn sich eine Person bewarb, schrieben sie die Verwaltungen an und empfahlen sie als Mieterin. Die Badertscher Liegenschaften besitzen weitere Immobilien, zwei Parteien konnten in eine davon im Breitenrain umziehen. «Die meisten sind jetzt untergebracht», sagt Kurt. Und relativiert: «Wenn jemand für 900 bis 1000 Franken Miete weiterhin im Breitenrain wohnen möchte, wird das extrem schwierig. Dann muss die Person einen Kompromiss eingehen und auch andere Quartiere in den Blick nehmen.»

Besonders schwierig ist die Wohnungssuche für ältere Menschen, für jene, die seit Jahren in der gleichen und entsprechend günstigen Wohnung leben, die vielleicht nicht so flexibel sind und wenige Ressourcen haben. Diese Erfahrung macht Quartierarbeiter Flück. Wegen der angespannten Situation auf dem Wohnungsmarkt empfiehlt er den Menschen, das eigene soziale Umfeld zu nutzen. Damit sie so im Idealfall als Nachmieter*in vorgeschlagen werden, wenn eine Person aus dem Bekanntenkreis aus ihrer Wohnung zieht.

Die Absagen machen Daniel Honegger Angst. Sein Bruder habe angekündigt, ihm zu helfen. Doch seit vierzehn Tagen hat er nichts von ihm gehört, er wartet auf seinen Anruf. Weil er so unruhig werde, will er die Wohnungssuche für den Moment ruhen lassen. «Jetzt kommt der Herbst, das wird grau und traurig.»

Einen Monat später sagt Daniel Honegger: «Es treibt mich, ich muss etwas machen. Die Zeit läuft, das stresst.» Früher war die Wohnungssuche anders, erinnert er sich: Vor gut 30 Jahren habe man mit dem Dossier einfach ins Büro von Immobilien Stadt Bern gehen können, es wurde entgegengenommen, und wenn eine passende städtische Wohnung frei wurde, wurde man angerufen. Nun geht Honegger nach der Arbeit nicht mehr für einen Kafi oder ein Cola ins «Dolce Vita». «Ich habe jetzt dieses Problem, und das muss ich lösen. Man ist nicht mehr so frei, man ist in einer unübersichtlichen Lage. Man weiss nicht: Kommt das gut, kommt das nicht gut? Wo bin ich im April 2027? Im Altersheim? Oder auf der Strasse?»

Inzwischen ist November 2025. Mit einer ganzen Schlange anderer Interessent*innen war Daniel Honegger wieder an einer Besichtigung, doch die Wohnung war dunkel und nur halb so gross wie seine. «Ich bin nicht so flexibel, das macht mir Kummer.»

Seine Alkoholsucht habe 2013 angefangen. Nach dem Tod seiner Mutter, die sein Schutzschild gewesen sei, stand er alleine da. Auch heute bekomme er, wenn er abends um sieben alleine

in der Stadt unterwegs sei, Angst und Panikattacken. Hier im Quartier hingegen, wenn er aus dem Haus gehe, höre er: «*Tschou Dänu, wie geits?*» Es ist ihm vertraut, das gebe ihm Sicherheit.

Vielleicht wird er während der Sanierung in ein betreutes Wohnen ziehen und dann einfach an die Scheibenstrasse zurückkehren. Er will die Idee mal mit seinem Bruder und seiner Tochter besprechen. «Eh, ich nehme es jetzt, wie es kommt.»

Ebenfalls 1. Stock, im Haus nebenan. Karin Wallner trägt einen salbeifarbenen Wollpullover, Lidstrich an den Augen. Das Kind ist im Kindergarten, der Mann bei der Arbeit und die zwei älteren Kinder des Mannes, 13 und 17 Jahre alt, sind ebenfalls nicht da. Alles in dieser Wohnung ist grosszügig, modern, hochwertig. Durch die bodentiefen Fenster sieht man auf die Terrasse mit Bassin. Zwei Bäder, eine eigene Waschmaschine.

«Wenn wir gewusst hätten, dass wir nur bis April 2027 hierbleiben können, wären wir nicht eingezogen», sagt Karin Wallner. «Wir haben keine überschüssigen Ressourcen, wir sind beide am Limit.» Ihr Mann ist Therapeut für Osteopathie und führt eine Praxis; Wallner studiert Soziale Arbeit, macht verschiedene Praktika und betreut das Kind. Die Familie lebte vorher in der Altstadt, mit dem Kindergarteneintritt des Kindes wollten sie in ein Quartier ziehen, um langfristig zu bleiben. Als sie nach längerer Suche diese Wohnung fanden, über Vitamin B, war das «der Sechser im Lotto», sagt Wallner.

Die ersten zwei Tage nach der Kündigung habe sie viel geweint. Danach fand sie die Zuversicht, wieder eine schöne Wohnung zu finden. «Und jetzt? Ich suche seit bald einem halben Jahr jeden Tag, habe vier Suchabos, schaue mir die Inserate von x Wohnungen an. Doch es gibt nichts Gescheites.» 4500 Franken für 5 Zimmer sei gang und gäbe. Vorhin kam ein Inserat rein: 4,5 Zimmer, 108 Quadratmeter, 1190 Franken. «Das kann gar nicht sein, das ist ein Fake. Ah, nein, jetzt sehe ich: Es ist befristet.»

Im Moment ist der Wohnungsmarkt in der Schweiz so knapp wie seit 2014 nicht mehr, nicht nur Haushalte mit einem tiefen, sondern auch jene mit einem mittleren Budget finden deutlich weniger bezahlbare Wohnungen. Das zeigt der «Monitor Wohnungsmarkt» des Bundesamts für Wohnungswesen vom März 2026. Voraussichtlich wird die Nachfrage weiterhin schneller wachsen als der Bestand der Wohnungen, weshalb sich die Situation in diesem Jahr kaum entspannen wird. Auch der «Mietbarometer» des Mieter*innenverbandes Schweiz vom März 2026 zeigt: 72 Prozent der Befragten fanden die Suche nach ihrer aktuellen Wohnung eher schwierig bis sehr schwierig. Und wer kann, bleibt gerne lange in der Wohnung: 39 Prozent wohnen seit über sechs Jahren in ihrer Wohnung, 15 Prozent sogar seit über 21 Jahren.

Wallners erster Gedanke war, nach der Sanierung in ihre Wohnung zurückzukehren. Doch die Grundrisse würden laut der Verwaltung anders. Grosse Wohnungen mit Terrasse gebe es im Dach, die Höhe der Miete stehe erst Ende 2026 fest. «Erst vier Monate, bevor wir ausziehen müssen, entscheiden zu können, ob das für uns infrage kommt, war uns zu hoch gepokert.» Zudem: Während des Umbaus in eine befristete Wohnung zu ziehen und dann wieder zurück, ist ihnen zu viel Aufwand und zu teuer. Bisher habe sie erst eine ausgeschriebene Wohnung gesehen, die infrage gekommen wäre, doch die hätte 4000 Franken gekostet.

600 Franken mehr, als sie hier zahlen. «Selbst wenn ich wieder ein Einkommen haben werde: Ich weiss nicht, ob ich noch mehr Geld in eine Miete stecken möchte.» Andererseits: Seit sie hier wohnen, seien sie mehr zuhause, im Sommer hätten sie praktisch auf der Terrasse gelebt. Mit den Nachbar*innen von gegenüber verstünden sie sich gut, die Kinder spielten mal hier, mal dort.

Würden Wallners eine Wohnung finden, müssten sie an der Scheibenstrasse trotzdem die üblichen drei Monate Kündigungsfrist einhalten. «Wenn wir Nachmieter*innen suchen wollten: Wer will schon in unsere Wohnung ziehen – befristet und in diesem Preissegment? Vielleicht Expats, aber sonst?»

Manuela Badertscher von der Besitzerfamilie sagte gegenüber der Berner Zeitung und Der Bund: Normalerweise sei die Strategie, bei einem Mieter*innen-Wechsel Wohnung für Wohnung zu sanieren. Doch ein Zustandsbericht habe gezeigt, dass dies im Gebäude an der Scheibenstrasse nicht möglich sei, weil es Arbeiten brauche, die tief in die Bausubstanz eingreifen. Karin Wallner fragt sich, warum die Verwaltung dies nicht früher kommen sah: «Wenn man im Keller die Risse an der Decke und in den Grundpfeilern sieht, wird auch mir als Laiin klar: Früher oder später muss das Grundgerüst gemacht werden.»

Wallner würde der Tochter wegen am liebsten im Breitenrain bleiben. «Doch so wie der Wohnungsmarkt aussieht, wäre es ein Glück, etwas im Quartier zu finden.» Sie weiss von einer anderen Familie, die seit so vielen Jahren, Jahrzehnten sogar, hier wohnt, dass die Wohnung noch Spannteppiche hat. Weil es nie einen Mieter*innen-Wechsel gab, wurde die Wohnung nie saniert.

Dann kommt die Veränderung schneller als gedacht: Wallners werden Mitte Februar 2026 umziehen. Beim Eigerplatz im Matenhof haben sie eine Wohnung gefunden: mit Terrasse, ein Zimmer weniger als jetzt, gleich hohe Miete. Im Haus und in der Siedlung lebten viele Kinder, die Nachbarschaft sei gemäss dem Vormieter super.

Die Wohnung wäre sogar ab Anfang Februar frei gewesen, das Vermieter-Ehepaar kam ihnen auf Mitte Monat entgegen. Wallners hatten gehofft, dass sie die Miete an der Scheibenstrasse nur bis zu ihrem Auszug zahlen müssen, doch nach längerem Hin und Her mit der Verwaltung müssen sie bis Ende Februar zahlen. Und zahlen so wie bei ihrem letzten Umzug für einen halben Monat zwei Mieten.

Für Daniel Honegger steht am 9. Dezember um 15.45 Uhr an der Parkstrasse, wenige Fussminuten von seinem Daheim, eine Wohnungsbesichtigung an. Er sei mit einem mulmigen Gefühl unterwegs, wie immer, sagt er. Das Haus ist eingerüstet. Auch hier wird das ganze Gebäude saniert. Eine Kulisse aus Radiomusik und Baulärm. Honegger steigt über Kabel und schaut sich die zwei Wohnungen an, die bereits umgebaut sind.

Die Wohnung im Parterre mit Terrasse, für 1100 Franken, interessiert ihn. Er möchte sein Dossier dem Mann von der Verwaltung überreichen. In der Klarsichtmappe sind die Bestätigung der Mietzinsübernahme vom Sozialdienst, ein Empfehlungsschreiben der Badertscher Liegenschaften sowie sein Bewerbungsschreiben:

«Sehr geehrte Damen und Herren

Mein Name ist Daniel Honegger und ich bewerbe mich auf Ihre ausgeschriebene Wohnung. Ich verbringe meine Freizeit gerne in der Natur und mache gerne gemütliche Filmabende.»

Doch der Mann von der Verwaltung winkt ab. Man nehme Bewerbungen nur online entgegen. Er könne online sein Interesse kundtun, dann erhalte er einen Link. Aha, Sie haben Ihre Unterlagen nur gedruckt? Und einen Scanner haben Sie nicht? Okay, tröstet er Daniel Honegger, falls es wirklich nicht gehe, werde man schauen. Honegger, sein Dossier noch immer in der Hand, bedankt und verabschiedet sich.

Er verstehe nicht, wie das gehe, sagt Honegger. Er werde trotzdem mal versuchen, sich online zu bewerben. Und danach müsse er wohl einen Kurs machen zum Thema Digitales. Markus Flück von der Quartierarbeit Bern Nord sagt: Es gibt relativ viele Angebote zur digitalen Unterstützung, etwa der wöchentliche «DigiTreff» der Kornhausbibliothek (zusammen mit der Caritas), die Frage sei, ob die Menschen sie kennen. Lernen, wie die digitale Welt funktioniert, ist das eine, hinzu kommt das Tempo. Flück sagt: «Es geht extrem schnell. Sobald ein Inserat angeschaltet ist, muss man innerhalb weniger Tage die Unterlagen zusammenstellen und sie abschicken.»

Wäre Franziska noch da, hätte Daniel Honegger dieses ganze Problem nicht. Dann könnte er zu ihr ins Mattequartier an die Aare ziehen. Heute Abend, nach dem Abendessen, wenn er im Bett liegt, wird er wieder durchs Handy scrollen und nach Wohnungen suchen.

Das neue Jahr hat begonnen und bei der WG ist von ihrer Sorglosigkeit nicht mehr viel übrig: Elena hat im Dezember die Kündigung erhalten, auch Lisas Situation bei der Arbeit ist herausfordernd; sie möchte sich nach etwas Neuem umsehen. Noch immer wollen die beiden eigentlich nicht weg von der Scheibenstrasse. Aber: Sie werden Ende April ausziehen. April 2026 statt wie ursprünglich gedacht April 2027.

Elena wird übergangsmässig zu ihren Eltern in die Agglomeration ziehen und dann nach Kanada gehen. 2022 war sie dort als Aushilfe auf einer Farm, ihrem «zweiten Daheim». Sie hat es gut mit ihren Eltern und ist froh um die Option. «Trotzdem: Wenn man einmal alleine gelebt hat, ist es nicht das Einfachste, wieder mit den Eltern zu wohnen.»

Auch Lisa wird wahrscheinlich erst mal zu ihren Eltern «als sicheren Hafen» ziehen, denn als Erstes will sie einen neuen Job finden oder sich für eine Weiterbildung einschreiben. «Das beeinflusst das Wohnen: Was kann ich mir leisten? Und: Wo will ich wohnen?» Sie überlegt sich sogar, allenfalls in eine andere Branche zu wechseln. Dann müsste sie wohl mit einem Praktikum beginnen. «Alleine wohnen, diese Idee ist wieder in weite Ferne gerückt.»

Sowieso, dass sie nach all den Bewerbungen noch immer keinen Job gefunden hat, verunsichert Lisa langsam. Sie dachte immer, dass ihr Profil gesucht sei. Sie habe eine Zusage für ein Praktikum gehabt, das sie gerne gemacht hätte. Doch Lisa musste absagen. «Mit dem Lohn hätte ich nicht einmal in einer WG leben können.»

Sie suchen eine Wohnung in Bern?

Unterstützung finden Sie bei der WohnBeratung:

heilsarmee.ch/wohnberatung-bern

und in Ihrem Quartier: vbgbern.ch

Günstiger Wohnraum: bern.ch/themen/wohnen/mietobjekte

Weitere Tipps: heilsarmee.ch/finding-home

und: hallo-bern.ch/de/wohnen (in 19 Sprachen)

Daniel Honegger hat weitere Absagen bekommen, ansonsten wenig Neues. Einen Kurs für Digitales hat er noch nicht gemacht, erst brauche er einen neuen Termin bei Herrn Kupferschmied. Noch immer schicke ihm Frau Badertscher von der Verwaltung manchmal Immoscout24-Inserate. «Ich öffne das Mail und sehe, dass ich das Inserat selber schon gesehen habe.» Sonst gehe es ihm ja wunderbar, auf der *Büez* sei er zufrieden und auch an Weihnachten sei es *cheibe guet* gegangen. Doch langsam frustrierte ihn die Wohnungssuche.

Ein paar Wochen später, Ende März 2026, ist Daniel Honegger erleichtert und zuversichtlich. Er hatte das halbjährliche Gespräch mit seinem Arbeitscoach. Und dieser hat nun mit Herrn Kupferschmied gesprochen. Er werde sich mit Immobilien Stadt Bern in Verbindung setzen. So soll Honegger eine städtische Wohnung bekommen. «Ich bin nicht alleine, es wird geschaut. Ich werde nicht auf der Strasse landen.»

Nach ihrem Umzug Mitte Februar seien sie alle noch immer ziemlich kaputt, sagt Karin Wallner im April 2026. Doch die neue Wohnung sei fast schöner als die alte, sie seien happy. Ihre Familie gehört zu dem knappen Drittel der 66 Mietparteien, die – Stand Anfang Juni 2026 – ausgezogen sind, wie Kurt von den Badertscher Liegenschaften sagt. 46 Parteien leben noch hier. Karin Wallner erzählt: Auch die Familie, die seit Jahrzehnten an der Scheibenstrasse wohne, habe noch nichts gefunden. Ihr Budget für eine 4-Zimmer-Wohnung: 1500 Franken.



Hintergründe im Podcast: Radiojournalist Simon Berginz spricht mit Autorin Lea Stuber über die Folgen der Leerkündigung an der Scheibenstrasse. surprise.ngo/talk

Die Zumutung der Nähe

Zusammenleben Alle paar Jahre kehrt sie zurück: die Debatte über Drogen, Lärm und Angst im Kleinbasel. Geführt wird sie von den Medien und in der Politik. Denn die Krise beginnt nicht auf den Plätzen, sondern dort, wo Menschen keinen Rückzugsort mehr haben.

TEXT **HANNA GIRARD** FOTOS **KLAUS PETRUS**





Der Rosenbogen bei der Matthäuskirche, der «Sarg» am Claraplatz (oben): Wer keinen privaten Rückzugsort hat, verlegt sein Leben zwangsläufig nach draussen, sagen Mats Müller und Adriana Ružek von der Basler Gassenarbeit Schwarzer Peter (links).

Es ist später Nachmittag, als Adriana Ružek und Mats Müller vom Basler Verein für Gassenarbeit «Schwarzer Peter» über den Claraplatz spazieren. Ein Dutzend Menschen haben sich um «den Sarg» versammelt, so wird das Betonsitzmöbel neben dem Kiosk genannt. Bierdosen stehen auf dem Boden, Zigarettenrauch hängt in der Luft, Plastiksäcke voller Hab und Gut sind an Rollatoren festgezurr. Aus einem Lautsprecher dröhnt Achtzigerjahremusik. Es ist ihr Refugium. Kaum angekommen, werden Hände geschüttelt, Müller und Ružek umarmt. «Adriana! Mats!» Ein Mann winkt von der Bank herüber. Eine Frau mit Einkaufstasche steht auf und klatscht mit Müller ab. Ružek setzt sich hin und fragt, wer gerade Ärger hat, wem es schlechter geht als letzte Woche.

«Der Claraplatz ist ihre Stube», sagt Ružek später. Seit 2010 arbeitet sie beim Verein Schwarzer Peter. Zusammen mit ihrem Kollegen geht sie regelmässig durch das Kleinbasel, spricht mit Menschen, schlichtet Streit, verteilt Wasser, hört zu. Die beiden kennen fast alle hier mit Namen, viele sind seit Jahren hier. Die Männer und Frauen an dem Sitzmöbel streiten um die letzte Kippe, tanzen ausgelassen um den Kiosk. Während die einen vorbeiziehen, bleiben andere sitzen. Ružek weiss, wer gerade eine Wohnung verloren hat, wer wieder trinkt, wer verschwunden ist, wer zurückkommt. Früher habe es am Claraplatz eine Art Ordnung gegeben, sagt Ružek. Diese Ordnung hiess René. Auch er war süchtig, «der Vater des Claraplatzes». René schaute, dass niemand abstürzte, er schlichtete Streit und wusste, wer gerade Hilfe brauchte. In einer alten Telefonkabine richtete die Gruppe ein improvisiertes «Alkistübli» ein, dekoriert mit einem Orang-Utan aus Plüsch. Nach Renés Tod, an der Abdankung 2023, war der ganze Platz voll. Es gab Wurstweggen aus der Migros, Renés Lieblingsessen. Einen Nachfolger für René gibt es nicht – keinen mehr, zu dem die anderen gehen können, wenn es kippt.

Ružek und Müller bleiben nicht lange am Claraplatz. Ihre Runde führt weiter durchs Kleinbasel, zu Strassen und Plätzen, über die in den vergangenen Wochen besonders heftig debattiert wurde. Medien wie die Neue Zürcher Zeitung schrieben vom «Drogen- und Gewalt-Hotspot Kleinbasel». Bajour zitierte einen Anwohner, der von «Zuständen wie auf dem Zürcher Platzspitz» sprach – jenem Zürcher Park, der Anfang der Neunzigerjahre als offene Drogenszene europaweit bekannt wurde. Natürlich gebe es Probleme, sagen Ružek und Müller. Die Konflikte seien real, die Erschöpfung im Quartier auch. Doch sie stören sich daran, dass meist erst dann über Menschen gesprochen werde, wenn sie draussen auffallen. Denn für sie beginnt die Krise nicht mit der Szene am Claraplatz. Sondern dort, wo Menschen keinen Ort mehr haben, an den sie sich zurückziehen können: beim Wohnen.

Wenn Wohnraum verschwindet

«Wer keinen privaten Rückzugsort hat, verlegt sein Leben zwangsläufig nach draussen», sagt Ružek. Viele ihrer Klient*innen hätten keine stabile Unterkunft mehr, manche seien obdachlos. Andere lebten in billigen Wohnungen, die sich im Sommer aufheizten. «Das Kleinbasel leidet unter der Hitze», sagt Müller. «Dann gehen die Leute halt raus.»

Günstiger Wohnraum verschwindet. Das sei das zentrale Problem, so Ružek und Müller. Und billige Wohnungen, wie es sie in den Altsiedelhäusern lange gegeben habe, würden rar. «Mit der Sanierung dieser Häuser verlieren Menschen, die sich die Miete nicht mehr leisten können, den Ort zum Rückzug», sagt Ružek. Die meisten möchten nicht in stationären Suchthilfeeinrichtungen leben, auch weil ihnen dann ein Teil ihres Geldes abgezogen wird. «Die Leute wollen nicht betreut werden», sagt Ružek. «Sie wollen begleitet werden.»

Basel-Stadt kündigte 2023 an, zusätzlichen Wohnraum für suchtkranke Menschen nach dem Konzept «Housing First Plus» zu schaffen. Möblierte Studios für selbstbestimmtes Wohnen: erst eine Wohnung, dann Stabilität – nicht umgekehrt. Das «Plus» bedeutet: Es gibt einen Pfortendienst, der den Zugang zum Haus regelt. Unterstützung ist möglich, aber nur auf Wunsch der Bewohner*innen. Bis heute lässt das Projekt jedoch auf sich warten. Laut Kanton werden konkrete Liegenschaften geprüft, die Suche sei jedoch anspruchsvoll. Eigentümer*innen hätten sich nach langen Verhandlungen zurückgezogen, weil ihnen diese Form der Nutzung nicht behagte, sagt Sonja Körkel, Sprecherin des zuständigen Departements für Wirtschaft, Soziales und Umwelt des Kantons, auf Nachfrage.

Doch nicht nur Housing First Plus kommt nicht voran. Es fehlen grundsätzlich Wohnangebote für Menschen, die Drogen konsumieren. Auch betreute Wohnplätze und niederschwellige medizinische Hilfe sind knapp. Es gehe dabei nicht nur um zusätzliche Betten, sagen Ružek und Müller, sondern um unterschiedliche Angebote: Nachtpensionen, Übergangswohnen, Wohnungen, in denen Konsum nicht sofort zum Ausschluss führt. Solche Modelle gebe es bereits in Zürich und sie hätten sich bewährt. Basel hingegen behandle soziale Probleme zu oft als Fragen des öffentlichen Raums: Wo stören Menschen, wie lassen sich Plätze beruhigen, wie Konflikte verschieben? Zu selten gehe es um die Lebenslage der Betroffenen selbst.

Vom Claraplatz laufen die beiden Gassenarbeiter*innen Richtung Matthäusplatz. Samstags ist hier Markt, die Primarschule nutzt den Kirchplatz als Spielplatz. Unter dem Rosenbogen hinter der Kirche treffen sich seit Monaten Suchtbetroffene. Spielplatz, Familien, Rosengarten, konsumierende Menschen, lärmende Gruppen – alles auf engstem Raum. In der Debatte gilt der Platz deshalb manchen als Hotspot. Die Polizeizahlen stützen diese Wahrnehmung nur bedingt. Zwar hätten sich Lärmklagen gehäuft, bestätigt die Kantonspolizei auf Anfrage. Eine Häufung von Delikten stelle sie jedoch «subjektiv in den vergangenen Jahren» nicht fest. Wegen der Lärmbeschwerden prüfe die Polizei «zusammen mit Partnerorganisationen Massnahmen zur Verbesserung der Situation».

Unter dem Rosenbogen sitzt an diesem frühen Abend ein dünner Mann mit eingefallenen Wangen. In der Tasche seiner Lederjacke steckt eine Wodkaflasche. Als die Gassenarbeiter*innen vorbeigehen, grüsst er höflich. In der Nacht könne es hier schon laut werden, sagt Müller. Früher seien viele Süchtige stundenlang irgendwo geses-

sen. Heute sei es hektischer geworden. Eine wichtige Rolle dabei spiele Crack, rauchbares Kokain, das extrem schnell und extrem kurz wirkt. «Innerhalb von Minuten sind die Leute wieder im Beschaffungsstress», sagt Müller. Dadurch verändere sich alles: der Konsum, die Konflikte, die Stimmung im öffentlichen Raum. Die Menschen seien nervöser, unruhiger, weniger achtsam mit sich selbst und anderen. Konfliktsituationen könnten schneller kippen. «Das potenziert alles.»

Plötzlich treffen Lebensrealitäten häufiger aufeinander, die lange eher nebeneinander existierten. «Die Stadt ist ein Aushandlungsort», sagt Müller. «Sie gehört nicht den Leuten mit dem meisten Geld. Sie gehört allen Menschen.» Die Stadt als Ort für alle wird in Basel derzeit auch städtebaulich versprochen. Mit sogenannten Superblocks nach dem Vorbild von Barcelona entstehen Begegnungszonen, wo die Anwohner*innen draussen picknicken, grillieren und sich näherkommen können: Parkplätze wurden aufgehoben, Strassen zu Aufenthaltsräumen umgebaut. Doch sind dort alle willkommen? Das neue Miteinander sei oft exklusiv, ist Horst Bühlmann überzeugt, der seit Jahren die Kontakt- und Anlaufstellen der Suchthilfe Region Basel leitet. Sichtbar Süchtige seien auf Palett-Sofas in den Begegnungszonen nicht vorgesehen. «Wir fordern gar kein Miteinander», sagt Bühlmann. «Ein Nebeneinander würde schon reichen.»

Plötzlich wird die Szene zum Problem

Wie fragil das Miteinander ist, zeigt sich auch auf der Dreirosenanlage. Sie gehört zu den erklärten Hotspots der Stadt. Die zeitweise installierten Kameras zeigen, wie sehr die Behörden die Lage dort als Sicherheitsproblem wahrgenommen haben. Kürzlich wurden Bänke entfernt. Für Ružek und Müller zeigt sich darin die Ambivalenz städtischer Ordnungspolitik: Es gibt Repression und Überwachung. Gleichzeitig versucht die Stadt, Gruppen nicht einfach zu vertreiben, sondern sie so durch den Raum zu lotsen, dass Konflikte kleiner werden – etwa mit einer neuen Sitzbank unter einer Brücke.

Neben dem Basketballplatz üben zwei junge Männer Boxschläge, auf der Wiese feiert eine Familie ein Kindergeburtstagsfest. Viele der jungen Männer, die sich in diesem Park und in der Nähe aufhalten, seien Asylsuchende, sagen Ružek und Müller. Die meisten traumatisiert, viele unterbeschäftigt, einige konsumierten die angstlösende Substanz Pregabalin oder eben Crack. Sprachliche und kulturelle Barrieren erschwerten den Zugang für die Sozialarbeiter*innen. «Diese jungen Menschen haben extrem wenig Perspektive.» Die Stadt reagiert mit dem Einsatz von Rangern, sie sollen zwischen Quartierbevölkerung, Konsumierenden und Behörden vermitteln. Beauftragte wurde mit der Organisation des ganzjährigen Rangerdienstes die Diakonische Stadtarbeit Elim.

Für Ružek und Müller ist der städtische Umgang ein Zeichen dafür, dass Basel verlernt hat, Konflikte direkt auszuhandeln. «Früher hätte man vielleicht einfach miteinander geredet», sagt Müller. Heute würden immer neue Zwischenstellen geschaffen: Ranger, Sicherheitsdienste, Moderationsgruppen. Es werde zu oft über Ordnung ge-



«Die Stadt gehört nicht den Leuten mit dem meisten Geld. Sie gehört allen Menschen.»

MATS MÜLLER

Hippe Wohnsiedlung, Spielplatz, Firmenareal und eine Kontakt- und Anlaufstelle für Suchtbetroffene im Erlenmattquartier – wie geht eine «Stadt für alle»?



sprochen und zu selten über die strukturellen Ursachen der Konflikte: fehlender Wohnraum, Armut, Sucht, Perspektivlosigkeit. Besonders problematisch sei die Vermischung von Fürsorge und Kontrolle. Dienste, die primär raumorientiert und ordnungspolitisch wirkten, arbeiteten zwar mit sozialarbeiterischer Sprache: Beziehung, Vermittlung, Niederschwelligkeit. Aber sie verfolgten primär Ordnungsziele. «Das ist berufsethisch problematisch», sagt Ružek. Denn Soziale Arbeit lebe von Vertrauen, Freiwilligkeit und Vertraulichkeit. Wenn sie zugleich ordnungspolitische Ziele verfolgt, verschwimmen die Rollen: Unterstützung und Kontrolle geraten ineinander. «Wir haben verlernt, aufeinander zuzugehen», sagt Ružek, und Müller nickt. Es wäre falsch, die Belastung im Quartier kleinzureden. Aber auch die Not jener Menschen, die draussen sichtbar werden, verschwinde nicht, wenn man sie weiterschiebe und verdränge. Es brauche die Bereitschaft, den Konflikt aus mehreren Perspektiven auszuhalten.

Horst Bühlmann kennt die Diskussionen. Neu sind sie nicht. Der Anwohner, der öffentlich den Vergleich mit dem Zürcher Platzspitz zog, ist ein Nachbar. Bühlmann sitzt auf einer gezimmerten Bank in der Zwischennutzung Erle Perle, mitten im neuen Erlenmattquartier im hinteren Kleinbasel, einen Steinwurf von der deutschen Grenze entfernt. Hinter ihm spielen Kinder, zwischen Hochbeeten sitzen Familien. Wo früher Industrie, Lagerhallen und Bahnareale waren, ist in den vergangenen Jahren eine hippe Wohnsiedlung entstanden. In die ehemaligen Fabrikräume nebenan sind nun Tanzschulen, Ateliers und kleine Büros eingezogen. Hier wohnen Expats, hier gehen auch geflüchtete Kinder zur Schule: Hier entsteht ein Quartier, das urban, durchmischt und offen wirken soll. Mittendrin sitzt Bühlmann, der seit fast dreissig Jahren mit suchtbetroffenen Menschen arbeitet und die Basler Kontakt- und Anlaufstellen, kurz K+A, leitet.

Eine K+A ist nur wenige Schritte entfernt. Es ist ein geschützter Ort, wo suchterkrankte Menschen unter hygienischen Bedingungen Drogen konsumieren können, medizinische Grundversorgung erhalten und sozialarbeiterisch beraten werden. Wer hierherkommt, kommt in erster Linie zum Konsumieren. Aber eben nicht nur: Bananenshake ist hoch im Kurs; etwas Nahrhaftes. Es gibt ein Café, an den Tischen spielen die Leute Schach. Die K+A ist auch ein Ort, an dem jemand fragt, wie es geht, an dem Spritzen entsorgt, Wunden angeschaut und Krisen aufgefangen werden.

Auch bei der K+A ist die Debatte über Spannungen zwischen den Schichten im Quartier angekommen. Anwohner*innen beklagen sich in lokalen Medien über Lärm, Konsum im Umfeld der K+A und ein wachsendes Gefühl der Unsicherheit. Forderungen nach mehr Präsenz der Sicherheitsbehörden oder dem Einsatz von mehr Rangern wurden da formuliert und eine altbekannte Aufteilung vorgenommen: Auf der einen Seite «das Quartier», auf der anderen die Konsument*innen und deren Hilfsstrukturen – als wünschte man sich das Quartier doch nicht als durchmisches Stadtviertel, sondern als homogenen Block, in dem die Suchterkrankten keinen Platz haben.



Die Stadt als «Aushandlungsort»:
Wie sozial durchmischt soll der
öffentliche Raum sein, wie sicher,
wie kontrolliert?



**«Wer den Platzspitz
gesehen hat, würde das
nie vergleichen.»**

HORST BÜHLMANN



Und das sollen jetzt die Behörden regeln, wenn es nach manchen Beschwerdeführer*innen geht, durch eine Verlegung der K+A an einen anderen Rand der Stadt.

Die Kontakt- und Anlaufstelle am Riehenring 200 besteht seit 2003. Im Erlenmattquartier gab es bereits Anfang der Neunzigerjahre eine K+A. Damals lag sie noch am Rand: nahe der Grenze, unter Autobahnbrücken, zwischen Gewerbe- und ehemaligen Industriearealen. Auch die K+A am Dreispitz liegt an einem solchen Rand, an der Kantonsgrenze zu Baselland. Doch die Stadt verändert sich. Auch am Dreispitz entsteht ein neues Quartier, am Riehenring ist mit der Erlenmatt ein Wohnquartier gewachsen. Orte, die einst Abstand versprochen, liegen heute neben Familienwohnungen, Kindergärten und Schulwegen. Und schon geht die Verdrängungsdebatte von Neuem los: Wo soll die Stadt das Angebot diesmal unterbringen? Bühlmann kennt diese Diskussion seit Jahrzehnten. Sobald Drogenkonsum sichtbar werde, werde es schwierig. Alles, was lange bilateral lösbar gewesen sei, werde plötzlich zum grossen Thema.

Was Bühlmann an der aktuellen Debatte am meisten erstaunt, ist ihre Intensität. «Medial ist es sehr gross.» In seinem Alltag sehe er keine explodierende Szene. Zweimal am Tag kämen durchschnittlich rund 170 Personen in die K+A, insgesamt rechne er mit etwa 400 bis 500 Nutzer*innen. Diese Zahl sei ungefähr gleich geblieben, seit er in diesem Beruf arbeite, so Bühlmann. Das Durchschnittsalter liege ebenfalls konstant bei ungefähr fünfzig Jahren. Es gebe junge Menschen, ja, auch neue Gesichter. Aber die Szene wachse nicht ständig. Neue kämen hinzu, andere blieben weg. Verändert habe sich weniger die Grösse der Szene als ihre Wahrnehmbarkeit. Seit der Pandemie, seit den heisseren Sommern und längeren Abenden seien insgesamt mehr Menschen draussen, länger und gleichzeitig: Familien, Jugendliche, Anwohner*innen, Suchterkrankte. «Dass man sich überhaupt sieht», sagt Bühlmann, «ist der wesentliche Unterschied.» Früher habe vieles besser in die Zwischenräume der Stadt gepasst: unter Brücken, an Rändern, an Orte, an denen die meisten vorbeischaute. Heute sitzen Familien am gleichen Ufer wie Drogen-Konsument*innen. Nicht die Szene sei explodiert, sagt Bühlmann. Verschwunden sei vielmehr der Platz, an dem sie niemanden störte. «Jetzt, wo die Stadt sich verändert, wird die Szene plötzlich zum Problem. Nicht, weil mehr Menschen konsumieren. Sondern weil weniger Platz übrig ist, um das zu verbergen.»

Aus dieser Situation heraus entstehen nun die Vorschläge, die für Bühlmann nur nach einfachen Lösungen klingen, die aber kaum zum Alltag suchtbetroffener Menschen passen. An einem runden Tisch wird darüber diskutiert, die K+A langfristig zu verlegen oder rotierend durch verschiedene Quartiere wandern zu lassen. Für Bühlmann klingt das nicht praktikabel. Menschen mit Suchterkrankungen brauchten Verlässlichkeit. Sie müssten wissen, wo sie hingehen können. «Eine rotierende K+A wäre für viele eine riesige Verwirrung.» Auch darüber hinaus sei die Idee schwierig: Bewilligungen, Räume, Sicherheitskonzepte, Erreichbarkeit müssten jedes Mal neu erteilt, gesucht und erarbeitet werden. Eine K+A müsse

zugänglich sein, aber die Menschen auch nicht ausstellen. Sie brauche Nähe und Abstand zur Stadt zugleich. «Das widerspricht sich zwar in gewisser Weise», sagt Bühlmann, «aber ich habe es aufgegeben, auf der grünen Wiese den schönsten Ort auszusuchen.»

Ebenso wenig überzeugt ihn der historische Vergleich, der in der Debatte immer wieder beschworen wird: «Wer den Platzspitz gesehen hat, würde das nie vergleichen», sagt er. Damals gab es viele Tote, der Ort war der grösste Drogenumschlagplatz Europas. Davon sei die Situation in Basel weit entfernt. Doch Bühlmann nimmt auch die Anwohner*innen ernst. Wer jeden Tag an konsumierenden Menschen vorbeilaufe, wer Lärm höre, wer Angst habe, mit dem Kind vorbeizugehen, dem könne man nicht einfach sagen, er solle sich nicht aufregen. «Meine Mitarbeiter*innen und ich haben andere Erlebnisse mit den Menschen als die Anwohner*innen», sagt er. Beide Erfahrungswelten seien real.

Sichtbarkeit macht Angst

Was ihn stört, ist die schnelle Verengung auf ein Feindbild. «Da gibt es Vorurteile und häufig auch die Frage, ob eine Interaktion gefährlich werden könnte», sagt Bühlmann. Sichtbarkeit mache Angst, und Angst mache aus einzelnen Menschen schnell ein Problem. Dabei seien suchtkranke Menschen nicht per se gefährlich. Viele suchten sogar Anonymität. Sie wollen nicht vor Nachbar*innen, Arbeitskolleg*innen oder Schulkindern konsumieren. Aber irgendwo müssten sie ja hin.

Vor der K+A sitzt ein hagerer Mann Anfang vierzig. Seine Hosen sitzen tief, die Augen sind glasig. Gegenüber sei er aufgewachsen, sagt er. Seine ganze Kindheit lang sei er an der Kontakt- und Anlaufstelle vorbeigelaufen. «Mit den Händen in den Hosentaschen bin ich vorbeigelaufen und dachte: Ich sicher nicht.» Jetzt steht er selbst dort. Er trinkt, nimmt Kokain, manchmal tagelang. Vor seinem Tod habe ihm der Vater aufgetragen, auf die Mutter aufzupassen. Aber bei ihr melden kann er sich nicht mehr. «Schau doch, wie ich aussehe», sagt er und zieht an seiner Zigarette. Dass sich Menschen über Lärm und grölende Gruppen aufregen, könne er verstehen. «Ich würde mich auch nerven.»

Das ist genau die Ambivalenz, von der Bühlmann spricht: Konsument*innen sind Teil der Stadt – und werden doch als Störung wahrgenommen. Anwohner*innen haben Ängste, die man ernstnehmen müsse – doch diese Ängste können dazu führen, dass andere verdrängt werden. «Das Miteinander und Nebeneinander muss man auch parallel verstehen», sagt Bühlmann. Nicht alles müsse gemeinsam geschehen. Manchmal wäre bereits viel gewonnen, wenn unterschiedliche Gruppen nebeneinander existieren könnten. Es müssen nicht immer die einen verschwinden, damit die anderen sich sicher fühlen.

Am Rheinufer wird es langsam dunkel. Unter den Brückenbögen glitzert das Wasser schwarzblau. Familien packen ihre Picknickdecken zusammen, Jugendliche sitzen noch auf den Mauern. Ein paar Meter weiter trinkt ein Mann alleine aus einem Tetrapack Wein und schaut auf den Fluss. Alle sitzen am selben Ufer.

Mutiger Blick in die Tiefe

Festival Am Belluard Bollwerk International in Fribourg geht es um den Untergrund – und zwar in vielen Formen: sei es im Rohstoffabbau mit seinen politischen Verstrickungen oder in den Tiefen des Unbewussten.

TEXT **MONIKA BETTSCHEN**

«Als das französische Kolonialregime zwischen 1960 und 1966 in Algerien geheime Atomwaffentests durchführte, tat es dies aus der damals im Westen verbreiteten Haltung heraus, die Wüste sei leer und deshalb könne man dort machen, was man wolle», sagt Philine Erni, Medienverantwortliche des Belluard Bollwerk Festivals. Sie fasst so die Hintergründe der Ausstellung «Performing Colonial Toxicity» der Architekturstudientin Samia Henni zusammen. Auch noch fünfzig Jahre später kontaminiert die Radioaktivität Mensch und Umwelt auf dem afrikanischen Kontinent, und in den vergangenen Jahren in Form von Saharastaub bis nach Europa und in die Schweiz. Das Ausmass der atomaren Verstrahlung ist nicht bekannt, da die Archive grösstenteils unter Verschluss sind. Samia Henni präsentiert in Fribourg dennoch verfügbares wie auch durchgesickertes Archivmaterial: Videos, Texte und Dokumente, die in Form einer audiovisuellen Installation erfahrbar werden. Die aufwendige Recherchearbeit macht auf die Dringlichkeit aufmerksam, sich dieser kolonialen Altlast zu stellen.

Auch der Film «Voids in Earth» von Rami Msallam zeichnet die Folgen des Kolonialismus nach. Hier stehen italienische Goldminen in Eritrea als Mahnmale einer rücksichtslosen Ausbeutung von Mensch und Natur im Zentrum. «Uns ist es wichtig, dass immer wieder auch die Verflechtungen internationaler Themen mit der Schweiz sichtbar werden», sagt Philine Erni. ««Voids in Earth» thematisiert neben den verheerenden Schäden vor Ort einstige, aber auch heutige Lieferketten internationaler Goldbergbaukonzerne.»

Das Festival umfasst viele künstlerische Recherchen, die aufzeigen, wie stark die ehemaligen Kolonialmächte die Welt bis heute prägen. Wie präsent und vielfältig die Abhängigkeiten und Verbindungslinien noch immer sind. «Underground

Complicities» nennt das Festival seine diesjährige Ausgabe und macht damit die wirtschaftlichen und politischen Verstrickungen, diese «Komplizenschaften im Untergrund» zum Bild, das im Gesamtprogramm immer wieder auftaucht: Unter der Oberfläche ist alles eng miteinander verbunden. Für das Publikum ergibt sich die Möglichkeit, mit diesen dunklen Kapiteln in der Vergangenheit bekannt zu werden.

Von Traumata bis Traumwelten

Eines dieser Kapitel wird auch im multimedialen Forschungsprojekt «Mapping Unspoken Echoes» der Schweizer Forscherin und Kuratorin Debara Semeco Kouto erkundet. Semeco Kouto thematisiert die Kakaonetzwerke im Tessin Ende des 18. Jahrhunderts. «Damals war der Reichtum der Tessiner Kaufleute offensichtlich», sagt Erni. «Die Ausbeutung geschah nicht im Versteckten. Aber nun, da eine längst fällige kritische Auseinandersetzung stattfindet, muss man diese Zusammenhänge neu beleuchten und einordnen.»

Noch viel weiter zurück in die Vergangenheit reicht die Performance und Installation «La vertigineuse histoire d'Orthosia» der Künstler*innen Joana Hadjithomas und Khalil Joreige. Ausgerechnet unter einem für geflüchtete palästinensische Familien errichteten Lager in Libanon wurden 2007 die Spuren der antiken römischen Stadt Orthosia gefunden. Darf man geflüchtete Menschen noch einmal vertreiben, um diese bedeutenden historischen Funde ausgraben zu können? Welches Interesse wiegt stärker: das kulturelle Erbe oder der Verbleib dieser Menschen?

Sich seinen Platz in der Welt zu behaupten, hat auch für Frauen in Delhi eine besondere Bedeutung. Dort kam es in der jüngeren Vergangenheit im öffentlichen Raum wiederholt zu grausamen sexuellen Übergriffen. Die indische Theatermacherin Mallika Taneja hat vor diesem Hintergrund

«Eavesdropping» entwickelt: eine Mischung aus Klanginstallation und Rundgang im Stadtzentrum von Fribourg, ausdrücklich für Frauen und queere Menschen bei Nacht. Ein geschärfter Hörsinn ist für viele Menschen in den Städten dieser Welt, zum Beispiel nach dem Ausgang, überlebenswichtig. Zusammen mit den anderen Teilnehmenden entsteht im Dunkel eine Atmosphäre von gegenseitiger Fürsorge.

Das Thema Untergrund ist am Festival oft mit territorialen Fragen verbunden. Es kann aber auch die Form einer Herausforderung annehmen, die sich auf persönlicher Ebene stellt. Etwa wenn es darum geht, seelische Wunden zu heilen. Das Thema der Klanginstallation «Memory of Birds» von Tania El Khoury ist politische Gewalt. In Zusammenarbeit mit Traumatherapeut*innen entstand mittels Gesang von Zugvögeln eine Geräuschkulisse, die das Publikum im Rahmen eines geführten Rundgangs in die Gräuel bewaffneter Konflikte hineinversetzt. Der Vogelgesang steht sinnbildlich für die Migration als Ausdruck eines Überlebenskampfes.

Wenn man das Thema «Untergrund» als Ausdruck des Unterbewussten versteht, öffnet sich während der nächtlichen Lesung «useless land» der in Brüssel lebenden Künstlerinnen Catalina Insignares und Carolina Mendonça ein Tor in die Welt der Träume. Die Texte reflektieren die Beziehung der Menschheit zur Erde. «Wir stellen dreissig Matratzen zur Verfügung und es ist einkalkuliert, dass man auch mal einnickt. Im Mittelpunkt steht die Erfahrung, sich vertrauensvoll in der Gemeinschaft fremder Menschen fallen lassen zu können», sagt Philine Erni.

«Belluard Bollwerk Festival», 25. Juni bis 4. Juli, diverse Spielorte, Fribourg.
belluard.ch



Unterwegs im Untergrund: «useless land», «Mapping Unspoken Echoes», «Memory of Birds» und «Eavesdropping» (von oben nach unten).

Ein einziges Wort

Buch In «Die 7½ Leben des Paul Ungewitter» erfindet Ralf Schlatter für seinen Protagonisten einen bunten Reigen von Lebensgeschichten.

Im Café des Livres in Paris sitzt ein Mann. Ein anderer Mann setzt sich an den Nebentisch. Gross und schwer, nicht zu übersehen. Auf eine Ansichtskarte schreibt er ein einziges Wort: Géraldine. Mehr nicht. So bleibt alles offen und beflügelt die Fantasie seines ihn beobachtenden Nachbarn. Also gibt ihm dieser einen Namen: Paul Ungewitter. Und erfindet für ihn mehrere Leben. Dabei fängt er, «zum Warmwerden», mit der Liebe an.

Was nun folgt, sind lauter kleine Lebensnovellen, die sich in den Kulissen der Stadt Paris entfalten. Und wie beim Blick durch ein Kaleidoskop, bei dem die feinste Bewegung ein neues Bild zusammensplittert, bestimmen kleinste Zufälle, wohin sich Paul Ungewitter nach dem Verlassen des Cafés wendet und welche Richtung sein jeweiliges Leben einschlägt. Mal nach links, weil von rechts ein Mann mit Hund erscheint. Mal nach rechts, weil der Wind einen Zettel dahin weht. Oder auch schnurstracks geradeaus, weil er – wiederum anders als in einer weiteren Geschichte – einem Obdachlosen ausweicht. Aus diesen unbewussten und scheinbar belanglosen Entscheidungen entstehen immer wieder Begegnungen. Und das ist es ja, was das Leben ausmacht und erzählenswert.

Es ist nicht immer derselbe Paul Ungewitter. Denn der Erzähler gibt ihm jedes Mal eine andere Biografie mit auf den Lebensweg. Mal ist Paul Ungewitter benommen von einem ärztlichen Befund, mal will er dem Leben als Vertreter oder einer unerträglichen Gruppenreise entfliehen. Immer wieder geht es darum, das alte Leben hinter sich zu lassen, um ein neues zu beginnen. Manchmal gelingt dies, manchmal nicht. Nicht alle Wunden lassen sich mit Lebens träumen aus der Welt schaffen.

Der Autor Ralf Schlatter erzählt «Die 7½ Leben des Paul Ungewitter» mit spielerischer Leichtigkeit und feinem Humor. Und zugleich lenkt er den Blick immer wieder auf reale Auswüchse unserer Gesellschaft – in Tourismus, Leistungssport, Politik u.a. – und verleiht den heiteren, düsteren, skurrilen Geschichten voller Fabulierlust zusätzliche Tiefe und Lebensnähe. So entfaltet sich ein Sog, der neugierig macht und von Leben zu Leben weiterzieht. Bis zum letzten Leben, das selbst für den Erzähler eine augenzwinkernde Überraschung ist. Ein wunderbarer Twist, der nicht nur hier aufblitzen lässt, dass Schlatter auch Kabarettist ist. Das zeigt sich wohl auch am Schluss des Buches, wo sich – wie es der Zufall (?) so will – mehrere leere Seiten finden. Für noch weitere Leben? Wer weiss.

CHRISTOPHER ZIMMER

FOTO: ZVG



Ralf Schlatter: «Die 7½ Leben des Paul Ungewitter» Roman. Limbus Verlag 2025.
CHF 31.90

Bern

«**Ar.Mut**», Theater-Spiel, Sa, 20. Juni bis So, 5. Juli, Bern. Menschen, die sich kein Ticket leisten können, schreiben an soliticket@ar-mut.ch, um einen Gratis Eintritt zu erhalten. ar-mut.ch



«Ar.Mut – Was wäre, wenn ich?» ist ein besonderes Theaterprojekt. Hier geht es nicht darum, Armutsgeschichten zu hören, sondern das eigene Leben mit anderen Augen zu sehen. Alle Inhalte wurden von Expert*innen aus sozialen Fachorganisationen und von Menschen mit Armutserfahrung überprüft. Und so können Sie nun in die dringlichsten Fragen eintauchen, die sich Ihnen stellen, wenn Sie zu wenig Geld zum Leben haben: Welche der vielen Rechnungen bezahlen Sie? Welche Einladung nehmen Sie an und welche schlagen Sie aus – aus Angst, dass Sie eine Gegeneinladung machen müssten? Per Briefpost und beim Besuch einer Wohnung in Bern lernen Sie das Leben im finanziellen Engpass kennen. Das Spielmaterial kommt per Post zu Ihnen und enthält die Adresse der Wohnung. In der Schweiz lebt ein Achtel der Bevölkerung in Armut. Und mindestens nochmal so viele Bürger*innen balancieren am Rande des Existenzminimums. **DIF**

Basel

«**Himmelszelt**», Sa, 4. bis So, 26. Juli, Claramatte. himmelszelt.org



Das Himmelszelt ist ein Pop-up-Kulturzentrum im Kleinbasel: Kultur für alle, mitten im Stadtleben. Wenn Sie und Ihre Kinder also nicht in die Ferien fahren, kommt das Ferienfeeling dafür zu Ihnen. Während der Sommerferien kommen Familien (und alle anderen natürlich auch) in den Genuss von kulturellen Veranstaltungen, und zwar gratis. (Damit das so bleiben

kann, freut sich das Himmelszelt über Spenden.) Ein Ort zum Träumen soll entstehen, ein Ort der Kultur für alle und des Theateraustauschs. Angeboten werden partizipative Vermittlungsprojekte, ein reger Austausch durch Gesprächsanlässe und natürlich das Abendprogramm. Gemeinsames Erleben, Kunst und Theater für eine bessere Welt! Essen gibt's zum Selbstkostenpreis, und wer gar kein Geld hat, kriegt trotzdem etwas. **DIF**

St. Gallen

«**Chalisée Naamani: Octogone**», bis So, 13. September, Di bis Fr, 12 bis 18 Uhr, Sa/So 11 bis 17 Uhr, Kunst Halle St. Gallen, Davidstrasse 40. k9000.ch



Die französisch-iranische Künstlerin Chalisée Naamani (geboren 1995) schafft durch die Collage von Stoffen, Bildern und Texten Objekte, die an Kleidungsstücke erinnern. Sorgfältig von Hand vernäht und bestickt fügt sie ihre Materialien zu sogenannten «vêtements-images» («Bild-Kleidern») zusammen. Es sind Skulpturen, in denen sich die symbolische und politische Bedeutung von Kleidung verdichtet. Naamanis Bezüge reichen von internationalen Protestbewegungen (etwa die emanzipatorische Bewegung «Frau, Leben, Freiheit» oder die «Gelbwesten» in Frankreich) über ornamentale Textiltraditionen und religiöse Ikonografien bis hin zu popkulturellen Zitaten, Markenlogos und persönlichen Familienarchiven. Die Mode zeigt sich damit als grundlegend politisches Feld, in dem sich übergeordnete Machtdynamiken genauso widerspiegeln wie der individuelle Ausdruck und Praktiken des kollektiven Widerstands. **DIF**

Zürich

«**Moving Towards Zero**», Tanzfestival, Fr, 26. bis So, 28. Juni, Wasserwerkstrasse 127a. tanzhaus-zuerich.ch



Im Tanzhaus Zürich vereint das Festival «Moving Towards Zero» Kunst, Aktivismus und gemeinschaftliches Erleben. In Performances, Workshops, Ritualen und einer Tanzparade im öffentlichen Raum verschränkt sich Kunst mit ökologischer Verantwortung und sozialer Gerechtigkeit. Mit ihrem Theaterprojekt «Criptonite» etwa stellen Nina Mühlemann und Edwin Ramirez die Arbeit von behinderten Künstler*innen in den Mittelpunkt, bieten Möglichkeiten für behinderte Menschen, die in die Kunst einsteigen wollen, und arbeiten mit Zugänglichkeit als ästhetisches Prinzip, also als Teil des Bühnengeschehens. (In der letzten Surprise-Ausgabe gab's übrigens ein Interview mit Rami-

rez über Barrierefreiheit.) Und Valerie Redings Langzeit-Performance «breathe» entfaltet sich als spielerischer Austausch zwischen der Performerin, einem Musiker und den Besucher*innen. In der Langsamkeit werden die Sinne geweckt und subtile Nuancen der Umgebung wiederentdeckt: Lauter Dinge, die im atemlosen Alltag oft unbemerkt bleiben. **DIF**

Winterthur

«**Not Not Utopia**», bis So, 5. Juli, Fr, 17 bis 20 Uhr, Sa/So 14 bis 17 Uhr, oxyd – Kunsträume, Untere Vogel-sangstr. 4. oxydart.ch



Die Arbeiten in «Not Not Utopia» kreisen um das Lebensgefühl unserer Gegenwart, und so begegnen wir Welten, die zwischen Utopie und Dystopie changieren. Anita Bürgi schafft Farblandschaften, die vermeintlich paradiesische Zustände zeigen – aber sind sie es wirklich? Dave Bopp imaginiert verborgene und galaktische Welten. Nicola Jaeggli präsentiert eine wandfüllende Serie von digital gebauten Häusern in fiktiven, aber glaubwürdig erscheinenden Settings. Reto Mächler baut mit Elektroschrott und weiterem recyceltem Material eine Stadtlandschaft in Endzeitstimmung, und Olga Titus kreierte mit Videoprojektionen vielschichtige Bilder, die inspiriert sind von den visuellen Codes unterschiedlicher Kontexte und Kulturräume. Die detailreichen Zeichnungen von Marco Wyss bewegen sich zwischen Pflanzlichem und abstrakten Innenwelten. Am Do, 25. Juni, 18.30 Uhr sprechen Podcasterin Sara Satir, Künstler und Philosoph Erwin Schatzmann und Klimaforscher Thomas Stocker über den Zustand der Welt. **DIF**



SIBYLLE MEIER, 52, ist freischaffende Fotografin aus Zürich. Das 2025 in Marseille entstandene Bild ist Teil einer Serie mit Aussagen auf Häuserwänden, die auf häusliche Gewalt und Femizid aufmerksam machen. Das Sichtbarmachen zeugt von Mut. Hingucken statt wegschauen. Und ist Hoffnung für die Menschen, die betroffen sind, «JE TE CROIS».

An dieser Stelle fragen wir einmal im Monat Schweizer Fotografinnen des Netzwerkes «Purple Eye», was ihnen in Zeiten wie diesen Hoffnung gibt. purple-eye.ch

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- | | |
|----|--|
| 01 | Scherrer & Partner GmbH, Basel |
| 02 | Gemeinnütziger Frauenverein Nidau |
| 03 | Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern |
| 04 | Lebensschau, Männedorf |
| 05 | Bodyalarm - time for a massage |
| 06 | Hausarztpraxis Tannenhof, Tann-Rüti |
| 07 | InhouseControl AG, Ettingen |
| 08 | Automation Partner AG, Rheinau |
| 09 | Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich |
| 10 | Madlen Blösch, Geld & so, Basel |
| 11 | movaplan GmbH, Baden |
| 12 | Kaiser Software GmbH, Bern |
| 13 | Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden |
| 14 | appius GmbH, Interims-Management |
| 15 | Gemeinnützige Frauen Aarau |
| 16 | Breite-Apotheke, Basel |
| 17 | Broki Sidewäg, Bern |
| 18 | Maya Recordings, Oberstammheim |
| 19 | AnyWeb AG, Zürich |
| 20 | Beat Vogel - Fundraising-Datenbanken, Zürich |
| 21 | Praxis Carry Widmer, Wettingen |
| 22 | hoopsforu, jewelry |
| 23 | Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich |
| 24 | Wuillemin Beratung, wuillemin-beratung.ch |
| 25 | unterwegs GmbH, Aarau |

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen). Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

GEMEINSAM SCHAFFEN WIR CHANCEN

Nicht alle haben die gleichen Chancen auf dem ersten Arbeitsmarkt. Aus diesem Grund bietet Surprise individuell ausgestaltete Teilzeitstellen in Basel, Bern und Zürich an – sogenannte Chancenarbeitsplätze.

Aktuell beschäftigt Surprise acht Menschen mit erschwertem Zugang zum Arbeitsmarkt in einem Chancenarbeitsplatz. Dabei entwickeln sie ihre persönlichen und sozialen Ressourcen weiter und erproben neue berufliche Fähigkeiten. Von unseren Sozialarbeiter*innen werden sie stets eng begleitet. So erarbeiteten sich die Chancenarbeitsplatz-Mitarbeiter*innen neue Perspektiven und eine stabile Lebensgrundlage.

Einer von ihnen ist Negussie Weldai

«In meinem Alter und mit meiner Fluchtgeschichte habe ich schlechte Chancen auf dem 1. Arbeitsmarkt. Darum bin ich froh, bei Surprise eine Festanstellung gefunden zu haben. Hier verantworte ich etwa die Heftausgabe oder übernehme diverse Übersetzungsarbeiten. Mit dieser Anstellung ging ein grosser Wunsch in Erfüllung: Meinen Lebensunterhalt wieder selbst und ohne fremde Hilfe verdienen zu können.»



Schaffen Sie echte Chancen und unterstützen Sie das unabhängige Förderprogramm «Chancenarbeitsplatz» mit einer Spende.

Mit einer Spende von 5000 Franken stellen Sie die Sozial- und Fachbegleitung einer Person für ein Jahr lang sicher.

Unterstützungsmöglichkeiten:

1 Jahr CHF 5000.-

1/2 Jahr CHF 2500.-

1/4 Jahr CHF 1250.-

1 Monat CHF 420.-

Oder mit einem Betrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

Surprise, 4051 Basel

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Vermerk: Chance

Oder Einzahlungsschein bestellen:

+41 61 564 90 90

info@surprise.ngo

oder surprise.ngo/spenden



**SURPRISE
WIRKT**

**Herzlichen Dank
für Ihren wichtigen
Beitrag!**

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T +41 61 564 90 90
Mo-Fr 9-12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93
M +41 79 389 78 02

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, 1to1 Media
T +41 43 321 28 78
M +41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Klaus Petrus (kp),
Diana Frei (dif), Lea Stuber (lea),
Sara Winter Sayilir (win)

T +41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel,
Yvonne Kunz, Fatima Moumouni,
Adriana Ružek, Ralf Schlatter,
William Stern, Priska Wenger,
Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Deborah Ambauen, Hanna Girard,
Urs Habegger, Ruben Hollinger,
Sibylle Meier

Wiedergabe von Artikeln und
Bildern, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion. Für
unverlangte Zusendungen wird jede
Haftung abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

24300

Abonnemente

CHF 250.-, 25 Ex./Jahr

**Helfen macht Freude,
spenden Sie jetzt.**

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

#625: Immer selbst schuld

«Geld wächst nicht auf Bäumen»

Der erste Abschnitt Ihres Editorials hat mich sehr getroffen. «... der Sozialstaat steht im ständigen Abwehrkampf gegen das individuelle sowie gesellschaftliche Profitdenken und eine tief verwurzelte Unsolidarität.» Und das im Surprise – einer Institution, die von Solidarität lebt. Der Schweiz und somit den Schweizer*innen eine tief verwurzelte Unsolidarität vorzuwerfen, ist «starker Tobak». Unsere Sozialleistungen sind wohl so gut ausgebaut wie kaum in einem anderen Staat. Aber das Geld wächst auch in der Schweiz nicht auf den Bäumen und fällt auch nicht vom Himmel. Jeder Steuerfranken und damit auch jeder Sozialabgabefranken muss zuerst verdient werden. Da ist eine gewisse Kontrolle absolut angemessen. Ich spende regelmässig für Surprise und kaufe auch das Heft und werde das auch weiterhin tun, sonst würde ich die Falschen bestrafen.

ELISABETH BADER, Lenzburg

«Eine Erfindung und Unsinn»

Ich bin treue Kundin des Strassenmagazins Surprise. Nun bin ich in Ihrem oben erwähnten Artikel über ein Wort gestolpert, das es eigentlich nicht gibt: Eigenverantwortung. Das ist eine Erfindung von AB A. Berset und ist eigentlich Unsinn. Verantwortung trägt man allen gegenüber; gegenüber seinem Umfeld wie auch gegenüber sich selbst. Also bitte ich Sie hiermit mit einem Augenzwinkern: dieses Wort nicht mehr zu verwenden. Es gibt es nicht und ist auch in keinem Duden zu finden.

CLAUDIA PFISTER, ohne Ortsangabe

Anm. d. Red.

Der Vollständigkeit halber fügen wir hinzu: Online führt der Duden das umstrittene Wort durchaus und definiert es als «eigene, selbst zu tragende Verantwortung».

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.- (Europa: CHF 305.-)

Reduziert CHF 175.- (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.-

Probe-Abo für CHF 40.- (Europa: CHF 50.-), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.- (Europa: CHF 35.-)

Halbjahres-Abo CHF 120.-, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.-

Bestellen

Email: info@surprise.ngo

Telefon: 061 564 90 90

Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

«Die Arbeit hat mein Menschenbild verändert»

«Als ich vor etwa achtzehn Jahren bei Surprise angefangen habe, war ich mitten in der Sucht. Ich musste damals schauen, wie ich zu Geld komme. Inzwischen geht es mir auf jeden Fall besser. Ich weiss nicht, ob Surprise damit etwas zu tun hat, aber das war sicher eine gute Sache.

Bisher habe ich vor allem am Limmatquai verkauft, doch nun bauen sie die Brücke um, das dauert vier Jahre. Dieser Ort war wie ein zweites Zuhause für mich, ich habe dort viele Stammkund*innen. Jetzt sind wegen dem Umbau für mich neue Verkaufsorte dazugekommen.

Den Tag verbringe ich hauptsächlich mit Arbeiten und dem Hund. Ich habe Chapo von einem Freund übernommen, kenne ihn aber schon, seit er vor acht Jahren als junger Hund in die Schweiz gekommen ist. Chapo gibt viel, verlangt aber auch viel – er ist halt immer da.

Durch Chapo bewege ich mich sehr viel, bestimmt zwanzig bis dreissig Kilometer am Tag. Im Sommer und Herbst sind wir häufig im Sihlwald unterwegs. Der Grund sind die Pilze. Seit bald fünfzehn Jahren gehe ich regelmässig Pilze sammeln. Das Wissen dazu habe ich mir mithilfe von Büchern und Apps beigebracht. Das ist gute eine Möglichkeit, etwas dazuzulernen, die Natur anders wahrzunehmen. Und auch, um mir mal etwas Feines leisten zu können, ohne viel Geld auszugeben. Meine Lieblingspilze sind der Steinpilz, Röhrlinge allgemein, sowie die Herbsttrompete. Ich bereite sie auf verschiedene Arten zu, als Pilzsauce oder mit Spätzli und Wild im Herbst.

Ich bin noch am Abarbeiten von Schulden, bin immer am Kämpfen, damit ich es mir leisten kann, am Wochenende irgendwo hinzufahren, in den Sihlwald zum Beispiel oder in Richtung Baden. Im Sommer gehe ich für ein oder zwei Wochen ins Bündnerland.

Ich wohne in einer Einzimmerwohnung in der Stadt beim Central, also nahe bei meinen Arbeitsorten. Ich habe eine halbe IV-Rente und muss deshalb viel dazuverdienen. Während sieben Jahren habe ich für Surprise in Zürich zusätzlich Stadtführungen zum Thema Sucht gemacht. Das hat Spass gemacht. Etliche Schüler*innen, die an meinen Touren waren, haben ihre Maturaarbeiten zum Thema Sucht geschrieben, auch gab es viel mediale Aufmerksamkeit. Aber irgendwann wurde es mir zu viel, immer wieder dieselbe Geschichte zu erzählen. Es hindert einen daran, sich weiterzuentwickeln. Das war mit ein Grund, weshalb ich damit aufgehört habe. Zudem hatte ich eine Phase, wo es mir nicht so gut ging, und ich hatte Mühe, die Termine einzuhalten.



FOTO: BODARA

Daniel Stutz, 52, verkauft Surprise am Limmatquai Höhe Rathaus, am Markt am Bürkliplatz, an der Bahnhofbrücke und am Bahnhof Sihlpost. Er geht gerne in die Pilze.

Anfangs war Surprise für mich einfach die beste Möglichkeit, um arbeiten zu können. Inzwischen habe ich ein grosses Netzwerk von Kund*innen, was mir hilft, wenn ich einmal in Not bin. Ich bin gerne draussen, bin selbständig und kann meine Arbeit flexibel einteilen, was toll ist, wenn man einen Hund hat. Als ich bei Surprise begann, war für mich der Gedanke wichtig, etwas bieten zu können und nicht einfach nur um Geld zu betteln. Hinter dem Verkauf der Hefte steckt auch eine Leistung, es ist nicht bloss ein Nehmen.

Ich hatte ein eher negatives Bild von der Gesellschaft. Durch meine Arbeit auf der Strasse erlebe ich aber auch die positiven Seiten der Menschen. Mit wenigen Ausnahmen habe ich es mit Personen zu tun, die es gut meinen mit einem. Die anderen lassen einen meistens links liegen. Klar gab es anfangs ein paar komische Bemerkungen, aber am Ende bleiben einem die positiven Rückmeldungen in Erinnerung, sie sind fast wichtiger als das Geld. Die Arbeit hat mein Menschenbild verändert. Sie gibt mir das Gefühl, dass ich mitten in der Gesellschaft stehe und nicht am Rand.»

Aufgezeichnet von **HANNA FRÖHLICH**



HIMMELSZELT

POP UP KULTURZENTRUM

04. - 26. JULI 2026

★ CLARAMATTE BASEL ★

www.himmelszelt.org



Lohnt sich.

Feinste Schweizer Spezialitäten.



Lohnt sich
seit 10 Jahren.

Ab Do. 18.6.

C. & H. Speck-Schlaur,
Appenzell



Kühlung

**Musegg
Schwartenmagen**
Pro 100g
ca. 200g

2.99

5107765

Glarona Käse-
genossenschaft,
Glarus



Kühlung

**Glarner
Alpkäse**
Pro 100g
ca. 200g

2.39

5103393

Jud Metzgerei AG,
Uznach



Kühlung

**Olma
Bratwurst IGP**
320g

6.99

5107794



Erfahre mehr über
klein aber fein:



Entdecke viele weitere klein aber fein Produkte in deiner Filiale.